B. H. LIDDELL HART

GEDANKEN ZUR VERTEIDIGUNG EUROPAS

NATION EUROPA VERLAG

I.

ZUSTAND UND AUFGABE

Der Überfall auf Korea hat weitreichende Wirkungen ausgelöst. Sein Anprall wurde am entgegengesetzten Rand des ungeheuren eurasiatischen Landblockes, der sich vom Stillen Ozean bis zur Ost- und Nordsee erstreckt, am heftigsten fühlbar. Denn Korea hat die schwierige Aufgabe der Verteidigung West-Europas noch heikler gemacht und den allzu lässig geführten Gesprächen der Regierungen über die zur Abwehr der Bedrohung des Westens nötigen Maßnahmen erneut den Anstoß großer Dringlichkeit gegeben.

In Westeuropa haben der Mann und die Frau auf der Straße sehr rasch die weiterreichende Bedeutung des Schachzuges in Korea begriffen. Sie mochten sich keineswegs damit trösten, daß der neue Kriegsschauplatz „weit, weit hinten liege". Sehr viele von ihnen verstanden sofort, wie sehr dieses Ereignis am andern Ende der Welt ihre eigenen Heime mit Gefahr bedrohte. Ihr Gefühl dafür war sicherer als das einiger ihrer politischen Machthaber, die zunächst geneigt waren, die Bedeutungsschwere der Nachrichten aus Korea zu bezweifeln, weil sie in die Winkelzüge ihrer nationalstaatlichen Politiken vertieft waren.

Ich habe im Sommer 1950 eine lange Reise durch West-Europa gemacht, um die Fragen und Schwierigkeiten der West-Union und der Verteidigung des Westens zu erforschen.

Als sich der Überfall auf Korea ereignete, war ich in der amerikanischen Besatzungszone Deutschlands — und staunte über den Fortschritt der Erholung in den letzten paar Jahren, wie er sich nicht nur in handgreiflichen Dingen, sondern auch

im Geist der Bevölkerung offenbart. Aber von dem Augenblick der Korea-Nachricht an wurde tiefe Niedergeschlagenheit fühlbar, als senke sich eine düstere Wolke nieder und verlösche das Sonnenlicht. Es gab kein Zeichen von Panik, aber viele Zeugnisse einer nahezu hoffnungslosen Ergebung in das Schicksal. Nüchterne Menschen sprachen ganz ruhig von ihrem Entschluß, sich lieber selbst zu töten, als einen neuen Krieg mit durchzumachen.

Im seltsamen Gegensatz dazu stand die leichtherzige Haltung der Besatzungsherren, oder wenigstens eines Teils derselben. Bei ihnen erhielt sich einige Zeit die Neigung, die Korea-Ereignisse als etwas Fernliegendes und für die Lage im Westen Bedeutungsloses zu betrachten. Selbst unter denen, die die Möglichkeit weiterreichender Wirkungen zugaben, überwog sorglose Selbstzufriedenheit, die sich etwa in solchen Bemerkungen äußerte: „Ich mache mir keine Gedanken darüber. Die US. haben W a f f e n!" — Freilich war dies, bevor das amerikanische Selbstvertrauen durch den Nachweis in Korea erschüttert worden war, daß die neuen Waffen, über die öffentlich so viel Wesens gemacht worden war, doch nicht die Wirkung hatten, die man erwartete, oder aber daß sie noch gar nicht verfügbar waren.

Als ich in die britische Besatzungszone kam, konnte ich feststellen, daß man dort die Lage ernster beurteilte — bis dahin war allerdings die Gefahr auch klarer zu erkennen. Unter den Besatzungsherren sowohl als auch unter den Deutschen herrschte weitgehendes Verständnis dafür, welche Bedeutung die koreanischen Ereignisse für West-Europa haben würden.

In Belgien dagegen empfing mich abermals eine Atmosphäre offenbarer Unwirklichkeit — wenigstens in den politischen und Pressekreisen. Die Erwähnung Koreas ging unter im Lärm des Streites für oder gegen die Rückkehr König Leopolds. Die Drohung von außen wurde durch den innern Zwist überschrieen. Aber der Augenschein war bis zu einem gewissen Ausmaß doch trügerisch. Denn ich fand, daß die Läden, obwohl sie noch von

Luxusgütern strotzten, in Bezug auf wichtige lagerfähige Lebensmittel völlig ausgeräumt waren. Das war in einem plötzlichen Ansturm innerhalb einer Woche geschehen und zeigte eindringlich genug, daß „Korea" im Bewußtsein der Menschen keineswegs die belanglose Rolle spielte, wie man nach Reden und Zeitungsartikeln hätte annehmen sollen. Ihr Tun sprach deutlicher als alle Worte!

Aber das Handeln der Menschen auf der Straße war auch ein Ausdruck allgemeinen Mangels an Vertrauen in die Erfolgsaussichten der gemeinsamen Verteidigung. Über alle Länder ging der gleiche Geist der Sorge und ängstlichen Ungewißheit.

Wie sieht nun die w i r k l i c h e Sicherheitslage West-Europas aus? Wie weit könnte seine Verteidigung innerhalb eines oder zweier Jahre ausgebaut werden? Ist sie überhaupt möglich, ohne Einschaltung der Deutschen? Das sind lebenswichtige Fragen, die dringend nach Beachtung—und Prüfung!—verlangen.

Ich fand auf meiner Reise, daß selbst in den höchsten Kreisen die Neigung vorherrschte, nur einen Teil des Problems sehen zu wollen — oder ganz und gar die Augen davor zu verschließen, denn eine gründliche Prüfung verlangt größere Anstrengungen und eine gründlichere Umstellung, als demokratische Führer mit Seitenblick auf die Wählerstimmen zu unternehmen bereit waren.

Wer eine Antwort auf die Fragen sucht, die wir uns stellten, der sollte zunächst das Problem klar erfassen. Wir müssen das Wesen der Gefahren, die uns drohen und denen wir zu begegnen haben, so deutlich wie möglich darstellen.

Als erste Drohung erhebt sich der ausschließlich politisch-psychologische Feldzug, den man den „Kalten Krieg" getauft hat: die Verbreitung kommunistischer Gedankengänge, die sich mit Untergrundwühlereien zur Erregung des Mißvergnügens und der Unordnung in den Volksmassen der verschiedenen westeuropäischen Länder verbindet. Diese Entwicklung ist bis zu einem

gewissen Grad durch das wachsende Mißtrauen und die Furcht abgebremst worden, die der Terror erregt hat; doch sie bleibt trotzdem eine erhebliche Gefahr, besonders in Italien, aber beinahe ebenso sehr in Frankreich. Ich habe dort beunruhigende Anzeichen gesehen. —

Eine weitere Bedrohung liegt in der politischen Infiltration, an die sich militärische Unternehmungen durch die sowjetischen Mitläufer-Staaten anschließen — ein russischerseits getarnter Krieg. Korea war ein schlagendes Beispiel für diese „getarnte Kriegführung", die ich 1945 in meinem Buch „Revolution in der Kriegführung" vorausgesagt habe. Was sich in Korea ereignet hat, könnte in Deutschland wiederholt werden, wo die Sowjetrussen die sogenannte „Volkspolizei" ihrer Besatzungszone bereits zu einer gut ausgerüsteten und ausgebildeten Streitmacht entwickelt haben. Die meisten Menschen, mit denen ich in Westdeutschland gesprochen habe, waren deshalb von verzweifelter Sorge erfüllt; sie hatten das Gefühl, daß die Westmächte verderblicherweise der Erkenntnis der Gefahr ausgewichen waren, weil sie rückwärts blickten statt vorwärts. —

Die dritte Gefahr ist ein Überfall auf den Westen durch die Sowjetheere selber. Er könnte sich einem Zug der ostdeutschen kommunistischen Kräfte anschließen und sie unterstützen. Er könnte aber auch ohne eine solche Einleitung als Gegenschlag gegen das amerikanische Eingreifen in Korea erfolgen, wenn die Masse der zur Zeit in Amerika verfügbaren beschränkten Truppenverbände dorthin abgezogen worden ist. Die Schwierigkeit der Abwehr eines sowjetrussischen Angriffes im Westen würde dadurch noch außerordentlich erhöht.

Ein Überfall auf West-Europa wird um so gefährlicher, wenn er von einer überraschenden strategischen Unternehmung gegen die britischen Inseln, sei es durch Luftlandetruppen oder mit andern Mitteln, begleitet oder diese ihm folgen würde. Dieser besondere Zug der dritten Drohung ist bisher bei den Erörterungen des Problems meist übersehen worden, und ich will darüber später noch ausführlich sprechen. Unsere Festlandsnach-

barn, die begreiflicherweise dazu neigen, den Blick lediglich auf die Landfront zu richten, und nur die eigenen Grenzen im Auge zu behalten, sind noch mehr als die Verantwortlichen Englands dazu geneigt, diese Möglichkeit und die Auswirkung auf die Entsendung von Verstärkungen von England nach dem Festland außer acht zu lassen. —

Eine vierte Gefahr erhebt sich aus den sowjetrussischen Fortschritten bei der Entwicklung der Atom-Waffen, die weit rascher vonstatten geht, als die Amerikaner gerechnet hatten. Obwohl es für die Sowjetunion schwierig sein mag, den amerikanischen Vorsprung in der Fertigung von Atombomben einzuholen oder sich in einem russisch-amerikanischen Bomben-Zweikampf zu behaupten, könnte sie doch die etwa erzeugten Atombomben zu Vergeltungsschlägen gegen West-Europa einsetzen, falls die Amerikaner ihre Lebenszentren mit Bomben belegen wollten. Einige wenige Atombomben, die auf die Hauptstädte West-Europas abgeworfen würden, könnten dort eine viel schlimmere Lähmung hervorrufen als eine weit größere Zahl, die auf Sowjetrußland niederginge. Die Sowjetunion könnte die Drohung mit Atomangriffen auch als Mittel der Erpressung gegenüber den Westmächten benutzen, um sie davon abzuhalten, bei den Amerikanern den Einsatz der Atombombe als Gegenwaffe gegen einen Überfall durch die Rote Armee zu beantragen. Einige der westeuropäischen Länder können sich als recht empfindlich gegen eine solche Erpressung erweisen — das zeigte sich recht deutlich bei den Gesprächen, denen ich in Paris und Brüssel beiwohnte. Außerdem ist es nicht gesagt, daß mit der Atombombe das letzte Wort gesprochen ist — noch neuere Formen der „Katastrophen-Waffen" sind vorstellbar. —

Eine fünfte Art von Gefahr liegt in einer U-Boot-Blockade der atlantischen Seewege, durch die der amerikanischen Hilfe für Britannien und die Länder West-Europas die Auswirkung versperrt würde. Die letzteren scheinen geneigt zu sein, diese Drohung zu leicht zu nehmen und die Auswirkung auf ihre eigene Lage zu unterschätzen. Aber die Gefahr kann sehr groß

werden, wenn es den Sowjetrussen gelungen sein sollte, die grundlegend neuen Typen von U-Booten weiterzuentwickeln, die zusammen mit einigen der Erfinder in ihre Hände fielen, als sie gegen Ende des letzten Krieges die Ostsee-Stützpunkte der deutschen Kriegsmarine überrannten. Der mit Schnorchel ausgerüstete Typ XXI der „Elektro-U-Boote" kann wochenlang unter Wasser bleiben, wenn es nötig ist, und er war nahezu doppelt so schnell als die früheren Baumuster. Der verbesserte Walther-Typ XXVI mit Wasserstoff-Sauerstoff-Antrieb versprach noch größere Geschwindigkeit und Operationsbrauchbarkeit. Unglücklicherweise leiden die britische und die amerikanische Flotte noch unter einem Mangel an neuen U-Boot-Abwehrfahrzeugen, die kraft ihrer Schnelligkeit dieser Gefahr Herr werden könnten. Inzwischen verlassen sich die Verantwortlichen auf Rußlands geschichtlich erwiesenen Mangel an Seekriegstüchtigkeit und die zweifelhafte Begabung der Russen für die Auswertung der U-Boot-Möglichkeiten. Man kann nur hoffen, daß dieses Vertrauen noch gerechtfertigt ist. —

Die nächstliegende der aufgezählten Gefahren ist die Wiederholung eines „Korea" in Deutschland. Die ostdeutsche Polizei unter Sowjetführung ist seit nunmehr mindestens zwei Jahren auf rein militärischer Grundlage geschult und gegliedert worden. Nach alliierten Nachrichten verfügt sie über Panzer-, Artillerie- und Infanterie-Einheiten — mit einem hohen Stand der durch die Sowjetrussen gelieferten Ausrüstung. Diese schlagkräftige Streitmacht ist mindestens 50 000 Mann stark, vielleicht aber noch erheblich stärker. Wenn die Besetzung Deutschlands aufgehoben wird und die alliierten Kräfte sich zurückziehen, könnte sie die Lage beherrschen. In Westdeutschland gibt es nichts, was ihr entgegengestellt werden könnte — wie ich selber sehen mußte. Die westdeutsche Polizei ist wie in England örtlich aufgegliedert, unbewaffnet und nur für reine Zivil-Aufgaben ausgebildet. Schon ihr Äußeres ist weniger militärisch als in den Zeiten vor Hitler.

Vor meiner Reise nach Deutschland hatte ich Gerüchte gehört, daß die Amerikaner im stillen Schritte unternommen hätten, um im Westen eine der „Volkspolizei" der sowjetischen Zone ungefähr entsprechende Truppe vorzubereiten — was eine verständige Vorsichtsmaßnahme schien! Aber im Verlauf ausgedehnter Nachforschungen fand ich, daß diese Gerüchte völlig inhaltlos waren, ja daß es genügend Beweise für das Gegenteil gab. Ich traf verschiedene der deutschen Generäle, deren Namen immer wieder im Zusammenhang mit dieser Aufgabe genannt worden waren — erfuhr aber bei unsern Unterredungen, daß die Fragen, die man an sie gerichtet hatte, sich ausschließlich auf geschichtliche Dinge des verflossenen Krieges bezogen hatten. Angesichts der gegenwärtigen gefährlichen Lage ist es nicht überraschend, daß sie diese rein geschichtlichen Sorgen als ziemlich wirklichkeitsfremd empfanden.

Die Besatzungstruppen der Alliierten sollten, solange sie im Lande bleiben, in der Lage sein, einen Überfall durch die kommunistischen sogenannten Polizeitruppen aus Ostdeutschland abzuwehren — obwohl sie alle Hände voll zu tun hätten, wenn der Überfall in Form listiger Einsickerung im Verfahren der Partisanentaktik erfolgen sollte.

Weit geringer ist jedoch ihre Befähigung, einem offenen oder getarnten Überfall durch die Rote Armee die Spitze zu bieten. In der britischen Besatzungszone stehen zwei Divisionen: Die Zweite Infanterie-Division und die Siebente Panzer-Division. In der amerikanischen Zone ist die Erste Infanterie-Division und die gutausgerüstete US. Constabulary-Truppe, die etwa den Kampfwert einer Panzer-Division haben dürfte. Dahinter steht in der französischen Zone die Fünfte Panzer-Division und zwei Infanterie-Divisionen — von denen aber keine über gute Ausrüstung verfügt.

Es ist keine Enthüllung, wenn ich hier diese magere Aufstellung bringe. Denn die Zahlen wurden von M. Paul Reynaud, dem früheren französischen Ministerpräsidenten, bereits ver-

öffentlicht. Außerdem sind die Einsatzräume der Divisionen klar genug gekennzeichnet, so daß jeder Beliebige, der durch Westdeutschland reist, Einblick nehmen und sich alles Notwendige zusammenreimen kann. Der Ausrüstungsstand ist gleichfalls leicht festzustellen — zum Beispiel sieht jeder, daß die französische Panzer-Division noch mit dem veralteten Sherman-Panzer auskommen muß, während die britische den zwar neuzeitlicheren, aber motorleistungsschwachen Centurion-Panzer hat. —

Welche Kräfte stehen nun hinter diesem Schutzschleier im besetzten Deutschland?

M. Reynaud sagte: „Wir haben vier Divisionen in Frankreich, ferner zwei Divisionen in Nord-Afrika und könnten 40 Divisionen mobilisieren, wenn wir nur die notwendigen Waffen besäßen." Aber einer der bestunterrichteten französischen Militärkritiker erklärte mir, daß sich zur Zeit nur zwei der vier Divisionen in Frankreich im Zustand der Einsatzbereitschaft befänden. Ich verzichte darauf, Zahlen mitzuteilen, die ich bei meinen Unterredungen in amtlichen militärischen Kreisen erfuhr. Es leuchtet ein, daß die gegenwärtige Operationsstärke im Vergleich mit der vor dem Krieg nur sehr schwach ist, obwohl sich ungefähr die gleiche Anzahl Wehrpflichtiger unter den Fahnen befinden. Vor dem Krieg hatte die französische Armee normalerweise dreißig Divisionen und stellte bei der Mobilmachung 1939 die Zahl von 110 Divisionen auf. Diese Gesamtzahl wurde auf 126 erhöht, von denen 85 gegen die Deutschen aufmarschiert waren, als Hitlers Angriff im Mai 1940 losbrach.

Der Mangel an Ausrüstung verzögert eine Erhöhung der gegenwärtigen geringen Zahl von Divisionen; doch dies ist nicht der einzige Hemmschuh. In Frankreich ist die zwölfmonatige Dienstzeit noch Gesetz, und das behindert unter allen Umständen schwerstens die Aufstellung geschulter, feldverwendungsfähiger Divisionen. Während meiner Gespräche in Paris

erfuhr ich, daß die Regierung höchstens bereit sei, eine Verlängerung der Dienstpflicht auf 15 Monate ins Auge zu fassen.

Frankreich hat jetzt mehr langdienende Berufssoldaten als vor dem Krieg, und diese könnten zur Aufstellung einer größeren Zahl von operationsfähigen Divisionen verwandt und ständig einsatzbereit gehalten werden. Aber nahezu die Hälfte ist in Übersee, vor allem in Indochina, eingesetzt, während die andern die Rekruten ausbilden oder ihren Verbänden Halt geben müssen.

Ist der Anteil der einsatzfähigen Verbände der französischen Armee gering, so ist er bei den Heeren der andern westeuropäischen Länder noch kleiner. Belgien braucht keine schlagkräftigen Einheiten zur Dämpfung kolonialer Unruhen abzustellen, aber seine Armee ist sowohl durch die Abhängigkeit von der nur einjährigen Wehrpflicht wie durch den Mangel an Ausrüstung gehemmt. Es gibt nur e i n e belgische Division; die in Deutschland stehende, und diese ist unvollständig; ich habe sie im Raum von Köln gesehen. Eine zweite ist in Aufstellung begriffen, und eine dritte könnte bei Mobilmachung folgen.

Das niederländische Heer hat einen ähnlich gegliederten Rahmen, aber es ist erst in Planung begriffen, weil die langen Wirren im früheren Niederländisch-Indien zu erheblichen Abzügen an Heereseinheiten geführt haben. Die Tatsache, daß zur Zeit „der Schrank leer" sei, wurde von den Sachkennern, mit denen ich sprach, offen zugegeben.

Könnte Britannien wesentliche Verstärkungen über den Kanal werfen, um die kärglichen Kräfte West-Europas zu unterstützen? Die Antwort lautet, daß es in England keine zu Operationen brauchbaren Divisionen gibt. Europa räumlich am nächsten steht die Erste Division; sie ist jetzt in Nordost-Afrika eingesetzt. Sie und die zwei in Deutschland stehenden Divisionen sind alles, was die britische Armee an operationsbereiten Verbänden besitzt — abgesehen von den Besatzungen

von Malaya und Hongkong, die in ihren Einsatzräumen durch kommunistische Tätigkeit bereits gebunden sind.

Was könnte nach den gegenwärtigen Plänen zusätzlich geschaffen werden? Amtliche Mitteilungen liegen nicht vor, aber in gutunterrichteten transatlantischen Kreisen wird davon gesprochen, daß die Westunion die Aufstellung einer Wehrmacht erster Linie in Stärke von 18 bis 20 Divisionen bis zum Jahre 1952 plane — mit der Aufgabe, den unmittelbaren Stoß eines Überfalles aufzufangen. Von dieser Gesamtzahl sollen die Franzosen neun bis zehn Divisionen übernehmen, die Briten fünf bis sechs, die Belgier, Niederländer und die in Europa stehenden amerikanischen Verbände den Rest. Die Vereinigten Staaten würden im Rahmen ihres militärischen Hilfsprogrammes genügend Ausrüstung liefern, um den Franzosen, Belgiern und Holländern die Aufstellung einer zweiten Staffel gleichen Umfanges zu ermöglichen, die innerhalb weniger Tage mobilisiert werden könnte — so daß sich eine Gesamtzahl von einigen 35 Divisionen ergeben würde. Später könnte eine dritte Staffel aufgestellt und ausgerüstet werden.

Alles das zusammengerechnet, würde die Gesamtstreitmacht weit schwächer sein als die 60 bis 80 Divisionen, darunter 30 Panzerdivisionen, die von den französischen verantwortlichen Stellen zur Verteidigung der Front zwischen Nordsee und Alpen früher für notwendig gehalten wurden. Wie die Dinge stehen, liegt der Vollzug des geplanten Programmes übrigens noch in weiter Ferne. Die vereinigte Wehrmacht zur Verteidigung West-Europas ist noch weitgehend ein Papiervorhang.

Die Pläne der Westunion gehen heute in die weiterreichenden atlantischen Planungen über. Das bedeutet eine Erweiterung, aber kaum eine Verstärkung des Rüstwerkes. Von den Ländern auf der Flanke der westeuropäischen Gruppe hat Italien acht unvollständige Infanterie-Divisionen, die mit veraltetem britischen und amerikanischen Material kärglich genug ausgerüstet sind. Die Aufstellung weiterer vier Divisionen, dar-

unter einer Panzer- und einer Gebirgsdivision, ist beabsichtigt. Auf der andern Flanke hat Dänemark Pläne für die Schöpfung zweier kleiner Divisionen, und Norwegen will einige Brigaden in Gesamtstärke von gleichfalls zwei Divisionen aufbringen. Aber all dies steht vorläufig nur auf dem Papier und würde bis zu einer Mobilmachung immer nur Gerüst bleiben.

Was könnten die Vereinigten Staaten beisteuern? Sie stellen die strategische Reserve der Verteidigung dar, so wie England die taktische. Aber wie Britannien, so kann auch Amerika an Landstreitkräften nicht mehr stellen als die schwachen Verbände, die sich bereits auf deutschem Boden befinden — es sei denn nach einer langen, durch die Schwierigkeiten des Seetransportes verschärften Verzögerung. Es haben sechs Divisionen in den Vereinigten Staaten gestanden, aber zwei davon sind zur Verstärkung der vier in Fernost abgestellt worden und weitere mögen folgen. —

Was steht dagegen Sowjetrußland zur Verfügung? General Bradley, Vorsitzender der vereinigten Wehrmachtsstäbe der USA., hat im Herbst 1949 festgestellt, daß Rußland 175 operationsfähige Divisionen bereitstehen hat, daß es innerhalb von zwei Monaten diese Zahl auf 300 Divisionen und innerhalb von einigen weiteren Monaten nach Mobilisation auf 500 Divisionen erhöhen kann.

Mr. Shinwell machte im Sommer 1950 die gleichen Angaben über die gegenwärtigen operativen Machtmittel der Sowjetunion: „Einige 175 aktive Divisionen, von denen ein Drittel mechanisiert ist; die Panzerdivisionen verfügen über 25 000 Panzer."

In Paris wurde vor kurzem die Streitmacht erster Linie auf etwa 170 Infanterie-Divisionen und 35 Panzer-Divisionen geschätzt, neben denen noch eine große Anzahl von Sonderverbänden besteht. Das ist im Vergleich mit dem kläglichen Aus-

maß der westlichen Verteidigungsmittel — selbst den erst für 1952 geplanten! — eine überwältigende Machtfülle.

In einigen Kreisen traf ich auf die Neigung, sich damit zu trösten, daß sowjetrussische Divisionen wenig mehr als halb so stark wie westliche Divisionen seien. Dagegen muß die Tatsache angeführt werden, daß die Rote Armee einen viel kürzeren Schwanz von Versorgungsdiensten mit sich herumschleppt als die Heere des Westens, die damit in verschwenderischer Fülle ausgestattet sind; dadurch entspricht die tatsächliche Kampfkraft der sowjetrussischen Einheiten eben doch ungefähr der entsprechenden westlichen. Britische und amerikanische Militärsachverständige haben ihre Zuversicht in die Behauptung gesetzt, daß die sowjetrussischen Verbände unzureichend ausgerüstet seien und die der roten Mitläuferstaaten im Vergleich mit den amerikanisch-britischen noch kümmerlicher, — aber diese selbstzufriedene Annahme hat in Korea doch wohl kaum Bestätigung gefunden.

Es ist bekannt, daß in Ostdeutschland einige 39 sowjetische Divisionen stehen, unter denen sich 8 Panzer-Divisionen befinden, dicht dahinter sind schätzungsweise 40 weitere zur sofortigen Unterstützung eines nach Westen vorgetragenen Stoßes bereitgestellt. Es ist kaum möglich, eine Sicherheit dafür zu entdecken, daß der Papiervorhang, der den Westen abschirmen soll, den Stoß auch nur der eigentlichen Speerspitze für längere Zeit aufhalten könnte, wenn er überraschend erfolgt. Selbst wenn die Westmächte rechtzeitig gewarnt würden und ihre gesamte verfügbare Wehrmacht mobilisieren könnten, wären die Aussichten kaum günstiger. Denn Rußland hat viel größere Möglichkeiten, seine Speerspitze zu verstärken als die Westmächte, ihre Abwehr zu verdichten. Wir sehen uns also weiterhin vor die Frage gestellt, ob es möglich sein könnte, durch beschleunigte Maßnahmen oder neue Mittel in naher Zukunft eine

angemessene Verteidigung für West-Europa zu schaffen — wenn uns überhaupt eine Atempause bleibt!

In diesen Rahmen gehört ferner die Frage, ob es überhaupt eine westliche Verteidigung ohne die Deutschen geben kann, ob ihre Teilnahme durchführbar ist und ob die damit verbundene Gefahr etwa größer sein würde als der angestrebte Gewinn. Diese heiklen Streitfragen sollen in den folgenden Kapiteln untersucht werden.

Die Kluft zwischen der jetzigen Lage und den Forderungen einer zuverlässigen Sicherheit ist erschreckend groß. Obwohl die Länder West-Europas jährlich nahezu 12 000 000 000 DM für Verteidigungszwecke ausgegeben haben, ist die damit erreichte Sicherheit kaum größer, als wenn sie lediglich eine Kette von gewöhnlichen Polizisten hingestellt hätten.

II.

FRANKREICH, BELGIEN, HOLLAND — ANSICHTEN UND TATSACHEN

Meine Forschungsreise begann in Frankreich, das durch Überlieferung, geographische Lage und Bevölkerungszahl die wichtigste Kraft in der Verteidigung West-Europas darstellt. Kann Frankreich seine Aufgaben noch erfüllen? Und kann es sie erfolgreicher erfüllen als 1940? Das sind die grundlegenden Fragen, die sich seine Partner und Nachbarn heute beklommen vorlegen.

Die zur Zeit bestehenden sieben französischen Divisionen, von denen zwei als noch nicht einsatzbereit gelten, sind nur eine Handvoll gegenüber den 30 aktiven Divisionen, über die Frankreich vor dem letzten Krieg verfügen konnte. Im Jahre 1939 wurde diese Zahl nach der Mobilmachung verdreifacht; heute, da die Bedrohung durch eine feindliche Macht erfolgt, die ein „Friedens"-Heer unterhält, das viermal so stark ist als das Hitlers bei Ausbruch des Krieges im Jahre 1939, wäre dies unmöglich. Welche Aussichten hat Frankreich, eine Armee aufzubauen, die sich mit der von 1939 vergleichen läßt? Die Antwort hängt mit davon ab, welche Ausrüstungsmengen Amerika liefern wird — aber nicht allein davon.

Im Verlauf zweier arbeitsreicher Wochen in Frankreich habe ich diese Fragen mit einer Anzahl von führenden Männern dort besprochen, und zwar sowohl mit Politikern als auch mit Offizieren. Ich stattete wieder der Ecole Superieure de Guerre, der französischen Kriegsakademie, auf Einladung ihres Kommandanten, General Bertrand, einen Besuch ab. Ich traf fer-

ner wieder General de Lattre de Tassigny, den Höchstkommandierenden der Landstreitkräfte West-Europas, und verbrachte anschließend mehrere Tage in Fontainebleau, wo das vorgeschobene Hauptquartier der „Uniforce" untergebracht ist, und zwar in den Ställen eines ehemals königlichen Palastes. Das gab mir Gelegenheit, die hervorragendsten Mitglieder des westeuropäischen Generalstabes kennenzulernen, sowohl die französischen wie die der andern Staaten. Es war ermutigend, die Auslese ebenso frisch vorwärtsdenkend zu finden wie ihren lebenssprühenden Chef. Aber noch mehr Zuversicht könnte man schöpfen, wenn ihnen angemessene Kräfte zur Verfügung ständen, und wenn ihr kluges Planen durch stärkeren Wirklichkeitssinn in den politischen Kreisen unterstützt würde.

Der erste Mann, den ich in Paris sah, war der neue Chef des französischen Generalstabes, General Blanc. Er ist keine blendende Persönlichkeit, aber ein durch und durch verständiger Soldat, der den Tatsachen mit erfrischendem Freimut in die Augen sieht. Er frönt nicht mystischem Gerede von „gloire" und „victoire" und versucht nicht, die Niederlage der französischen Armee im Jahre 1940 mit geheimnisvollen Schleiern zu verhüllen — wie es in manchen militärischen Kreisen üblich ist. Er ist auch in angenehmer Weise frei von dem überheblich lehrhaften Denken und dem Fachmannsdünkel der französischen Vorkriegsführer, die sich so stellten, als hätten sie nichts mehr zu lernen. Alles in allem hat man von General Blanc den Eindruck, daß er ein außerordentlich nüchterner Generalstabsoffizier ist, der eine Aufgabe ohne Vorurteil anzupacken versteht und sich kaum Täuschungen über ihre Schwierigkeit hingibt.

Ich fand, daß einige der französischen Offiziere über seine Berufung in diese Spitzenstellung die Nase rümpften, weil er seine bisherigen Erfahrungen im großen und ganzen im „Quatrième Bureau", der Generalstabsabteilung für Nachschub und Transport, gesammelt hat. Die Führer der Armee sind bis-

her gewöhnlich aus dem „Troisième Bureau", der Operationsabteilung, oder dem „Deuxième Bureau", der Abteilung Abwehr, hervorgegangen, worunter wir in England den eigentlichen Generalstab verstehen. Darum haben es in Frankreich ehrgeizige Soldaten stets vermieden, sich mit den Nachschubaufgaben zu befassen. Überheblichkeit ist im Soldatenberuf ebenso zählebig wie sonst überall. Und doch sind Montgomery, Wavell und andere hervorragende Führer des Zweiten Weltkrieges durch ihre Kriegserfahrungen zu der Ansicht gekommen, daß Nachschub und Transport in der Strategie von erstrangiger Bedeutung sind.

General Blanc erzählte mir, er habe sich vor dem Krieg entschlossen, in das „Quatrième Bureau" zu gehen, weil „Nachschub und Transport die Grundlagen der strategischen Bewegung, dieses Hauptfaktors der neuzeitlichen Kriegführung", seien. Das bekundet sowohl seinen Weitblick wie einen bemerkenswerten Verzicht auf Strebungen des persönlichen Ehrgeizes — durch die so mancher Mann in die Irre geführt wird.

Im Gespräch über die Ereignisse von 1940 und den Zusammenbruch der französischen Armee unter dem Panzeransturm Guderians sprach er davon, welche üblen Auswirkungen die Verständnislosigkeit der damaligen Oberkommandos für die Probleme der strategischen Bewegung im neuzeitlichen Krieg gehabt habe, und von ihrer daraus fließenden Unfähigkeit, mit einem feindlichen Überfall, der mit Blitzkrieggeschwindigkeit geführt wurde, fertigzuwerden. Die ausgegebenen Befehle waren meist schon überholt, ehe sie noch in die Hände der Empfänger gelangten, so rasch wandelte sich die Lage.

Unter den jetzigen Umständen können mehrere Punkte unseres Gespräches aus verständlichen Gründen hier nicht erwähnt werden. Wohl aber darf ich einige der allgemeiner gehaltenen Ansichten General Blancs hier wiedergeben. Er zeigte Beklommenheit wegen der britischen und amerikanischen Vorschläge, daß die verschiedenen Länder des Nordatlantischen Bündnisses jedes für sich besondere Waffengattungen entwickeln sollten. Bei

aller Anerkennung der kriegswirtschaftlichen und allgemein strategischen Vorzüge einer solchen Regelung hatte er das Gefühl, daß es gefährlich sei, das Schema so starr durchzuführen, daß ein Land dadurch völlig abhängig von äußerer Hilfe würde; denn im Bedarfsfall könnte diese Hilfe angesichts anderer Notwendigkeiten vielleicht nicht voll verfügbar sein. Er betrachtete es als eine wesentliche Forderung, daß Frankreich für sich selbst über eine „ausbalancierte" Wehrmacht verfüge. Wohl könne es die interkontinentalen strategischen Bomber-Geschwader den Amerikanern überlassen, da ihre Lage die Fertigung und den Einsatz der benötigten Maschinen begünstige; aber Frankreich müsse mindestens über eine wirksame taktische Luftwaffe von Jägern, taktischen Verbänden und leichten Bombern verfügen, um die unmittelbare Zusammenarbeit mit dem Heer sicherzustellen. Die Erfahrung von 1940 hat die Franzosen äußerst empfindlich für die Notwendigkeit gemacht, ihre erdgebundenen Verbände mit angemessener Luftsicherung aus ihren eigenen Mitteln zu versehen. Wenn eine solche Regelung auch weniger wirtschaftlich sein mag als eine weitergehende Verteilung der Rollen, so ist sie doch aus psychologischen Gründen vorteilhafter und richtiger. Gleichzeitig bewies General Blanc seinen offenen Sinn für die Notwendigkeit der Aufgabenteilung in einem andern Sinn. Er verweilte bei der hohen Bedeutung der Aufgabe, eine Art von Streitkräften zu entwickeln, die sich ausgesprochen dafür eigneten, die erste Aufgabe — nämlich die Abwehr eines Überfalles auf den Westen — zu erfüllen. Dazu sind Einheiten mit besonderer Schulung und von besonderem Aufbau nötig, die die neuesten Abwehrverfahren beherrschen.

Die Heere üblicher Art sind vor allem nach offensiven Gesichtspunkten aufgebaut, sie verbrauchen den größten Teil der Geldmittel für offensive Vorbereitungen und verwenden die Schulungszeit zu Angriffsübungen. Friedliche Länder sind aber nie in der Lage gewesen, in Friedenszeiten eine solche Stoßarmee mit dem gleichen Erfolg aufzubauen, wie das ein an-

griffsentschlossenes Land tun kann. Außerdem ist eine solche Armee — von finanziell erschwinglicher Stärke! — einem Angreifer mit überlegener Stoßkraft weit weniger gewachsen als eine Armee, die nach den besonderen Gesichtspunkten der Abwehr so gegliedert ist, daß sie das Anfangsproblem lösen kann: Dem Angreifer den Weg zu einem raschen Sieg zu versperren. Die jetzigen militärischen Führer Frankreichs halten dafür, daß man „zuerst das anpacken sollte, was zuerst gelöst werden muß".

Ihre Vorgänger hatten versucht, in einen Wettbewerb mit Hitler einzutreten, nachdem die Wiederbewaffnung Deutschlands sie rüstungsmäßig überflügelte. Sie verschwendeten dabei einen großen Teil der nur beschränkten Hilfsmittel Frankreichs in dem Bemühen, eine für alle Zwecke brauchbare Armee aufzubauen und vor allem eine Menge schwerer Artillerie für einen etwaigen Angriffsstoß nach Deutschland hinein zu beschaffen. Wenn sie sich auf die Vermehrung der Panzer- und Flugzeug-Abwehrwaffen beschränkt hätten, die viel billiger und schneller gefertigt werden können, hätten sie im Jahre 1940 bessere Aussichten gehabt, dem deutschen Angriff zu begegnen. Indem sie den Blick weit hinaus auf das letzte Ziel, die offensive Überwältigung des Angreifers, richteten, übersahen sie die vordringlichen Erfordernisse der Abwehr — und stolperten in die Grube zu ihren Füßen. —

Als die Rede darauf kam, wie sehr die französische Armee das nächstliegende Problem dem fernerliegenden zuliebe vernachlässigt hatte, bemerkte General Blanc, daß während seines Studiums an der „Ecole Superieure de Guerre" vor dem Krieg dreizehn von fünfzehn Übungen Angriffsproblemen gewidmet waren. Er schien das Gefühl zu haben, viele amerikanische und britische Generäle begriffen sogar jetzt noch nicht, daß der Abwehr der Vorrang gebührt, und sähen nicht ein, welche Forderungen sich daraus in Bezug auf die Entwicklung geeigneter Kampfverfahren ergeben. Sie neigen immer noch dazu, in Begriffen des letzten Zeitabschnittes im Zweiten Weltkrieg zu

denken. Damals konnten sie mit erheblicher Überlegenheit auf der Erde und mit noch größerer in der Luft rechnen und waren dadurch in der Lage, auf schmalen Fronten anzugreifen. — „Sie verstehen nicht, was es heißt, 1000 km Front zu decken", nämlich die Entfernung von den Alpen zur Nordsee. „Selbst im besten Fall wäre die Zahl der alliierten Divisionen im Verhältnis zu diesem Raum und zur feindlichen Übermacht nur gering, darum müssen wir prüfen, wie diese Front so wirkungsvoll und dabei so sparsam wie möglich gehalten werden kann. Es wäre töricht, unsere Kräfte nach den verwöhnten Gedankengängen des Jahres 1944 zu verteilen." — Die Erfahrungen von Korea haben inzwischen diese Ansicht bestätigt.

Wie General Blanc betont, ist es die erste und wichtigste Aufgabe, den Ansturm der russischen Panzermassen, die dazu von einer gewichtigen Luftwaffe unterstützt werden, die Stirne zu bieten. Das macht eine reichliche Ausstattung mit panzerbrechenden und Luftabwehr-Waffen notwendig. Wenn wir danach streben würden, eine Ausrüstung mit stärkeren Allzweck-Waffen, als sie der Gegner besitzt, sicherzustellen, dann würde das solche Kosten verursachen, daß wir nicht annähernd genug erhalten, um den breiten Raum zu sichern. Ferner sind Divisionen neuen Typs nötig, so erläuterte General Blanc, deren hohe Geschwindigkeit sie befähigt, auf weiten Fronten zu operieren. Sie sollten geländegängig und nicht an Straßen gebunden sein. Am besten wäre es, wenn alle ihre Fahrzeuge Raupen- statt Radantrieb hätten. Diese Forderung wird an den hohen Kosten scheitern, doch sollten wenigstens soviele Fahrzeuge wie nur immer möglich mit Raupen ausgestattet sein.

Wie bereits erwähnt, verfügen die Franzosen heute nur über fünf schlagkräftige Divisionen — die noch dazu mit veraltetem Gerät ausgerüstet sind! — gegenüber dreißig Divisionen in der Vorkriegszeit. Diese zahlenmäßige Schwäche ist nicht allein auf den Mangel an Ausrüstung zurückzuführen, sondern auch auf die Kürze der Wehrpflicht-Dienstzeit, — die knappen zwölf Monate Waffendienst — und ferner auf den Aderlaß an Be-

rufssoldaten, den die Wirren in Französisch-Indochina bewirkt haben.

In Bezug auf das Problem der Mannschaftsstärke sagte General Blanc, daß es heute möglich sein sollte, nahezu die gleiche Anzahl von aktiven Divisionen aufzustellen wie vor dem Krieg, wenn die Zahl der Freiwilligen vermehrt und die allgemeine Dienstzeit entsprechend der britischen ausgedehnt würde. Die Zahl der Längerdienenden könnte durch Anwerbung von Dreijährig-Freiwilligen verstärkt werden. Die Bezahlung der französischen Berufssoldaten sei immer noch schlechter als die der britischen Soldaten. Der Eingezogene bekommt so gut wie gar keinen Sold, so daß für junge Männer ein gewisser Anreiz dafür besteht, sich kurzfristig für drei Jahre zu verpflichten. — Die britische Regierung bezahlt Freiwillige und Eingezogene nach gleichen Maßstäben, durchkreuzt dadurch ihre eigenen Bemühungen, Längerdienende anzuwerben und vermehrt gleichzeitig die Bürde des Steuerzahlers. General Blanc hielt es für wünschenswert, daß etwa die Hälfte des Mannschaftsstandes der aktiven Divisionen aus Längerdienenden bestehe. In den kämpfenden Verbänden, bei denen die Technik eine größere Rolle spielt, zum Beispiel bei der Panzertruppe und der Artillerie, sollte ihre Zahl sogar überwiegen, bei der Infanterie würde die Hälfte genügen, während beim Nachschub und bei den Verwaltungseinheiten längere militärische Erfahrung weniger dringlich erscheint.

General Blancs Ansichten über die Art der für die Verteidigung des Westens benötigten Verbände und Kampfverfahren stimmten in allen grundsätzlichen Fragen mit denen des Generals de Lattre de Tassigny überein. Das ist ein gutes Zeichen, weil Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Chef des französischen Generalstabes und dem Höchstkommandierenden der Landtruppen der Westunion, die im wesentlichen doch aus französischen Einheiten bestehen, zu verhängnisvollen Verwicklungen führen würden. Die gegenwärtige Übereinstimmung an der Spitze ist bemerkenswert. Keine Armee hat in der Vergan-

genheit schwerer als die französische unter persönlichen und doktrinären Spannungen ihrer Führung gelitten, und die unglücklichen Erfahrungen des letzten Krieges und das Widereinander der verschiedenen Treueverpflichtungen haben die Fehden unvermeidlich verschärft. Anzeichen der Verbitterung, die aus dieser Erbschaft herrührt, sind noch in vielen Kreisen deutlich und tragen dazu bei, die gewohnheitsmäßige Kritiklust der Franzosen noch zuzuspitzen.

Ich habe General de Lattre oft als „Schauspieler" und als „Opernstar" schmähen hören; aber in allem, was ich von ihm gesehen habe, war nicht die Spur einer Berechtigung für dieses wegwerfende Urteil zu entdecken. Es ist keineswegs häufig, daß eine so kraftvolle und begeisternde Persönlichkeit, wie er sie zweifellos ist, so frei von Gespreiztheit und so anspruchslos in ihrem Benehmen bleibt. Er zeigt weit weniger Eitelkeit oder Eigensinn als Marschall Foch, dessen Amtsräume er nun einnimmt, oder als viel unbedeutendere Männer. Die Art, wie seine Gehilfen unter sich von ihm sprechen, ist ein um so stärkeres Zeugnis für seinen Charakter, und ihre Begeisterung für ihn ist um so aufschlußreicher, als er offensichtlich ein sehr klarer und scharfer Auftragsteller ist. Es ist ein weiteres gutes Zeichen, daß seine erwählten Helfer Männer von lebhafter Intelligenz und Gedankenfrische sind.

Auch von General Guillaume, dem Höchstkommandierenden der französischen Besatzungstruppen in Deutschland, bei dem ich einen Tag in Baden-Baden verbrachte, empfing ich ausgezeichnete Eindrücke. Er war der glänzende Führer der französischen Afrika-Truppen, die in Europa fochten, ging dann 1946 bis 1948 als Militär-Attaché nach Moskau und kam dort gut mit den Russen aus. Abgesehen von seinen militärischen Fähigkeiten ist er ein Mann von großzügigem und hellem Denken und eifrig bedacht, engere und bessere Beziehungen zwischen Franzosen und Deutschen zu pflegen. Auf technischem

Gebiet hatte ich ebenfalls fesselnde und aufschlußreiche Unterredungen mit den Panzer-Fachleuten, die er versammelt hatte, damit wir uns treffen könnten. Ich fand in General Schlesser, dem Kommandeur der Fünften Panzer-Division in Landau, eine besonders mit Hochspannung geladene Persönlichkeit.

Zusammengefaßt stelle ich fest, daß die gegenwärtigen militärischen Führer Frankreichs weit eindrucksvollere Männer sind, als man sie in den Spitzenstellen der Vorkriegszeit finden konnte. Das einzige Bedenken, das ich äußern möchte, ist dies, daß sie die Möglichkeit, die Probleme zu lösen und eine wirksame Verteidigung aufzubauen, und die Zeitspanne, die ihnen dazu bleibt, vielleicht allzu zuversichtlich zu beurteilen scheinen. Ihre Hoffnungsfreudigkeit mag indes nur die natürliche und notwendige Haltung von Männern sein, die entschlossen sind, eine schwierige Aufgabe zu lösen, so gut wie es nur geht. Aber ihre auf Können begründete Zuversicht stand im bestürzenden Widerspruch zu dem auf Nichtkönnen beruhenden Kleinmut, den so viele Offiziere ausdrückten, die die Armee seit dem Krieg verlassen haben. Die Tatsachen, die von diesen aufgezählt werden, waren erschütternd. Es ist unverkennbar, daß noch sehr viel getan werden muß, bis ihren Bedenken der Boden entzogen wird.

Noch beunruhigender war die offenkundige Neigung in den politischen Kreisen, die Augen zu verschließen und von den Forderungen unserer heutigen Lage einfach abzustehen. Die Haltung des sprichwörtlichen Vogel Strauß, der seinen Kopf im Sand vergräbt, war die in Paris vorherrschende, als ich mich kurz vor Ausbruch des Korea-Konfliktes dort aufhielt. Kaum einer der Politiker, mit denen ich sprach, war bereit, die Möglichkeit einer Kriegsgefahr in naher Zukunft zuzugeben. Eine der wenigen Ausnahmen war M. Paul Reynaud — der unglückliche Ministerpräsident von 1940, der im Juni 1950

wieder in das Kabinett eintrat und es innerhalb weniger Tage schon wieder verließ.

Wenn manche Soldaten gleichfalls der Ansicht zu sein schienen, daß keine unmittelbare Kriegsgefahr bestehe, so mögen sie ihr Denken der Regierungspolitik gleichgeschaltet haben, die selbst das Mindestprogramm erst 1952 erfüllt sehen will. Bei diesen Gesprächen in Paris mußte ich oft an eine Auseinandersetzung denken, die ich 1937 mit einem unserer Stabschefs hatte: Er erklärte dabei, es werde vor 1942 keinen Krieg geben, und als ich ihn fragte, von wannen ihm diese Zuversicht in einer mir sehr zweifelhaften Frage komme, erwiderte er: „Weil unser Aufrüstungsprogramm vor 1942 nicht erfüllt werden kann!" Keiner der Stabschefs, die ich in Paris und Fontainebleau traf, äußerte eine solche kindliche Zuversicht — aber Soldaten, die innerhalb auferlegter Schranken arbeiten müssen, sind durch ihre Stellung verhindert, mit einer unmittelbaren Notwendigkeit zu rechnen, wenn ihre politischen Herren das nicht wollen.

Seit der Erschütterung durch die Korea-Krisis ist der Sinn für das dringend Notwendige in Paris immerhin stärker geworden als in den andern Hauptstädten des Westens. Nach dem Vorschlag der britischen Regierung, innerhalb der nächsten drei Jahre 3400 Millionen Pfund Sterling für Verteidigungszwecke auszugeben, haben die Franzosen der US.-Regierung eine Denkschrift zugeleitet, die im gleichen Zeitraum 2000 Milliarden Francs Wehrausgaben vorsieht. Schärfer umrissen als der britische, plant der französische Entwurf „die Aufstellung von 15 neuen Divisionen innerhalb dreier Jahre, und zwar mit voller Ausrüstung", womit vermutlich die Stärke auf zwanzig Divisionen gebracht würde — das ist ein großer Sprung vorwärts im Vergleich zu dem, was die Franzosen bisher erwogen haben. Aber die Erfüllung dieses erweiterten Rüstungsprogrammes ist auf drei Jahre hinausgeschoben, und selbst wenn diese Zeit noch bleibt, wird nicht annähernd die Zahl von Divisionen erreicht, die für nötig gehalten wird, um die 1000-km-Front zu

sichern, denn dazu werden 50 Divisionen verlangt. Die Franzosen deuten offen genug an, daß sie nur dann geneigt seien, die Anstrengungen des neuen Programmes auf sich zu nehmen, wenn sie die Gewißheit haben, daß es eine wirksame Versicherung darstellt. Sie betonen, daß dies nicht allein von zusätzlicher amerikanischer Geld- und Materialhilfe, sondern ebensosehr von weiteren Truppenverstärkungen seitens ihrer überseeischen Verbündeten abhängt. Sie beharren bei der bitteren Erfahrung von 1940 und erklären: „Die Vereinigten Staaten und Großbritannien insbesondere müssen sich an der Verteidigung beteiligen, indem sie eine ausreichende Zahl von Divisionen auf dem europäischen Festland bereitstellen." Das zeigt, wie sehr die Franzosen sich jetzt darüber klar sind, daß es trügerisch wäre, sich bei der Landesverteidigung auf die Reservisten der allgemeinen Wehrpflicht zu verlassen, die erst dann vom zivilen Leben weg einberufen werden, wenn der Notfall eingetreten ist. Sie sind zum Verständnis der Tatsache gebracht worden, daß es in erster Linie auf aktive Divisionen ankommt, die zum sofortigen Einsatz bereitstehen. Aber sie erheben eine Forderung, die um so schwieriger zu erfüllen sein wird, als England unter der irrigen Annahme, daß die beste Sicherung gegen einen Angriff der Besitz einer großen Masse von mobilisierbaren Reservisten sei, nach dem letzten Krieg törichterweise das französische System der allgemeinen Wehrpflicht auch für Friedenszeiten eingeführt hat.

Die britische Armee ist heute doppelt so stark wie vor dem Krieg, verfügt aber über weniger als die Hälfte der damaligen Zahl von Divisionen. Sie ist nahezu so stark wie das französische Heer und zieht die Männer für eine längere Zeitspanne ein, hat dabei aber die magere Zahl der französischen Divisionen noch nicht einmal erreichen können. Es ist verständlich, daß die Franzosen vor einem Rätsel stehen. Es fehlt ihnen das Verständnis dafür, daß dies das verderbliche Ergebnis ihres eigenen Systems ist, das in England um so augenfälliger wurde, als es von einer Nicht-Festlandsnation mit ihren besonderen Bedin-

gungen und einer Vielheit von Überseeverpflichtungen nachgeahmt wurde.

Wie die Dinge stehen, wäre es für Großbritannien schwierig, auch nur annähernd die Zahl der verlangten aktiven Divisionen aufzustellen, selbst wenn die Dienstzeit verlängert würde. Wenn man dagegen die Wehrpflicht fallen ließe und unter Gewährung besserer Bedingungen für Freiwillige zu einem reinen Berufsheer zurückkehrte, könnte eine größere Zahl von Divisionen als heute aufgebracht werden. Freilich wären auch diese noch nicht ausreichend, um die Lücke in West-Europa zu schließen. Daß die Vereinigten Staaten viel werden tun können, um den Fehlbetrag zu decken, ist angesichts der Bindung ihrer Kräfte in Fernost unwahrscheinlich.

Sonst kommen für einen Beitrag nur die Benelux-Staaten in Betracht. Was ist von ihnen zu erwarten? — Nachdem ich von Frankreich aus die drei Westzonen Deutschlands besucht hatte, kehrte ich in der letzten Woche meiner Erforschungsreise durch Holland nach Belgien zurück. In Brüssel hatte ich eine Unterredung mit dem neuen Verteidigungsminister, M. Moreau de Melen, und den Chefs der Generalstäbe des Heeres und der Luftwaffe, den Generälen Baele und Leboutte. Beide erwiesen sich als geistig aufgeschlossen und von erfrischendem Tatsachensinn, das gleiche gilt von General Van der Kroon, dem holländischen stellvertretenden Chef des Stabes im Hauptquartier der West-Union, den ich früher getroffen hatte. Ich sah auch M. Spaak, den früheren belgischen Ministerpräsidenten, der heute Präsident der Beratenden Versammlung des Europa-Rates ist; er sprach ausführlich zu mir über die Notwendigkeit eines „europäischen" Verteidigungsministers und über die Aufstellung einer europäischen Armee.

Im einzelnen ist der Wiederaufbau der belgischen Armee gut vorangeschritten, und ihr Wert ist jetzt höher als vor dem Kriege. Französische und britische Sachkundige hatten mir

schon davon berichtet und die neuen Ausbildungsverfahren in Heer und Luftwaffe gerühmt. Tatsächlich ist die belgische Luftwaffe im Verhältnis zur Größe des Landes wahrscheinlich die beste auf dem Festland. Und dabei hat Belgien einen geringeren Teil des Volkseinkommens für Verteidigungszwecke ausgegeben als alle seine Nachbarn — so könnte es bei höherem Geldaufwand zu noch besseren Ergebnissen kommen. Die Regierung zögert bei der Erhöhung der Zahl der Berufssoldaten, da den Langdienenden 3000 Francs, den Wehrpflichtigen dagegen nur 300 Francs Sold im Monat gezahlt werden. Aber die Vermehrung der Berufssoldaten würde die Aufstellung weiterer Divisionen im Bedarfsfall außerordentlich erleichtern — zur Zeit besteht nur eine, und nicht einmal diese ist auf voller Stärke. Aber selbst wenn sich die Belgier zu einer gleich großen Leistung entschlössen, wie sie die Franzosen in ihrem Wehrprogramm ankündigen, würde ihr „Schutzdach" doch kaum stärker sein als vier oder fünf einsatzbereite Divisionen.

Holland sollte auf Grund seiner Volkszahl in der Lage sein, eine gleich große Zahl von Divisionen aufzustellen; jedoch die Aussichten sind trübe. Die Niederlande geben bereits jetzt einen größeren Teil des Volkseinkommens für Rüstungszwecke aus als ihre Nachbarn, nämlich 8 Prozent, ebensoviel wie England. Aber der größte Teil ihrer Aufwendungen wird von den Wirren in Indonesien verschlungen, und es wäre unsicher, auf ein Nachlassen der Fernost-Anforderungen und auf die Möglichkeit einer Zusammenfassung ihrer vollen Kraft im Westen zu rechnen.

Es ist — alles in allem — wirklich schwer einzusehen, wie die Zahl von 50 aktiven Divisionen für die Deckungstruppe West-Europas von den gegenwärtig Mitwirkenden auch nur annähernd zusammengebracht werden sollte. Selbst wenn man das stark ausgeweitete Programm, das jetzt erwogen wird, zu Grunde legt, wäre es erstaunlich, wenn mehr als zwei Drittel

der verlangten Zahl erreicht werden könnten — und das erst in drei Jahren!

Neben dem zahlenmäßigen Mangel besteht noch ein psychologischer von großer Tragweite. Es ist fraglich, ob die Franzosen selbst genügend Vertrauen zu ihrer Kraft haben, und es ist nur zu klar, daß die Nachbarn kein Vertrauen in Frankreichs Fähigkeit setzen, die wichtigste Rolle bei der Verteidigung West-Europas wirkungsvoll auszufüllen. In dieser Hinsicht habe ich auf meiner Reise eine Reihe von Erklärungen gehört, die noch weit offener, aufschlußreicher und beunruhigender waren als die hier mitgeteilten.

Man kann kaum voraussehen, wie Frankreichs Volk und Heer den Nöten eines neuen Überfalles, besonders eines sowjetischen, gewachsen sein würden. Als Ergebnis der schöpferischen Tatkraft und weiten Sicht de Lattre de Tassignys als General-Inspekteur nach dem Krieg ist die Grundausbildung der französischen Armee heute wahrscheinlich die beste auf der Welt. Nach allem, was ich gesehen und gehört habe, ist sein Schulungsverfahren der „leichten Lager" — in die die jungen Männer für die ersten Monate ihrer Dienstzeit gehen — von guten Erfolgen gekrönt. Es hat viel dazu beigetragen, einen neuen Geist der Tatfreude und des Selbstvertrauens in der heranwachsenden Generation zu wecken. Die letzten sechs Monate jedoch, die sie dann in den — nur dem Namen nach! — aktiven Einheiten zubringen müssen, sind wegen des allzu offensichtlichen Mangels an einer wirkungsvollen, neuzeitlichen Bewaffnung geeignet, eine niederdrückende Wirkung auszuüben. Diese Fehlerscheinung mag mit der Zeit schwinden, wenn für neue Waffen gesorgt wird. Aber die jungen Soldaten können auch dann noch von dem innern Mißtrauen und Defaitismus vergiftet werden, die unter der älteren Generation wegen ihrer Erfahrungen aus dem letzten Krieg weitverbreitet sind. Die schweren Niederlagen vom Jahre 1940 und die Risse, die durch die lange Besetzung Frankreichs hervorgerufen worden sind,

haben soviel Zweifel an die eigene Kraft und soviel gegenseitiges Mißtrauen zurückgelassen, daß es schwierig sein wird, das Selbstvertrauen wiederherzustellen.

Viel wird davon abhängen, unter welchen Umständen ein neuer Krieg beginnt. Wenn die Franzosen fühlen, daß sie wieder ohne zwingende Notwendigkeit in einen Krieg gezogen werden, der sie nicht unmittelbar zu berühren brauchte, oder wenn sie sich ohne vernünftige Erfolgsaussicht in den Kampf gerufen sähen, dann würde die nationale Moral schweren Schaden erleiden und die Uneinigkeit erneut Nahrung erhalten. Der Geist Frankreichs würde dann wahrscheinlich schon von Anfang an zusammensinken.

Das gleiche war 1939—1940 eingetreten, weil viele Franzosen das Gefühl hatten, daß sie durch die britische Garantie an Polen dazu gepreßt worden waren, die führende Rolle in einem Krieg zu übernehmen, in dem keine Aussicht bestand, die Unabhängigkeit Polens zu retten, und keine Hoffnung, die Deutschen zu besiegen. Anders als die Briten, die — blind gegen die Erfolgsmöglichkeit — verbissen wie Bulldoggen kämpfen, wenn man sie genügend reizt, sind die Franzosen Wirklichkeitsmenschen mit klarem militärischen Verständnis und wollen ausreichende Gründe sehen, wenn sie mit Vertrauen in einen Krieg ziehen sollen.

Deshalb wird es um so wichtiger, die zahlenmäßige Unterlegenheit der westlichen Verteidigung zu beheben, um eine moralische zu vermeiden. Wenn nicht Amerika und Britannien eine erheblich größere Zahl von Divisionen auf das Festland schicken können, als dies heute möglich scheint, ist der einzige Weg, die Lücke zu schließen, der deutsche Beitrag. Diese harte Tatsache ist in beunruhigender Weise klar geworden.

Und doch war während der Zeit kurz vor dem Korea-Konflikt in den politischen Kreisen von Paris kaum jemand gewillt, einen solchen Schritt auch nur zu überlegen, geschweige

denn, ihn zu tun. Ja, alle scheuten sich, überhaupt davon zu sprechen.

In den Nachbarländern waren die Leute offenherziger. Es ist mir klargemacht worden, daß die meisten zu der Erkenntnis der Notwendigkeit gekommen seien, die Deutschen in die westeuropäische Verteidigung einzubeziehen. Die Holländer scheinen in dieser Hinsicht noch entschiedener zu denken als die Belgier, obwohl sie in der Hand der Deutschen schwerer gelitten haben. Sowohl Belgier wie Niederländer sind sich der Gefahr bewußt, die von einem wiederbewaffneten Deutschland erstehen könnte, aber sie haben das Gefühl, dies sei „das kleinere von zwei Übeln". Gleichzeitig erwägen sie, wie es auch M. Reynaud tat, daß dieses kleinere Übel durch die Eingliederung der Deutschen in die vereinte Westarmee noch verringert werden könnte, und daß diese Einordnung vorteilhafter wäre als die Zustimmung zum Aufbau eines selbständigen deutschen Heeres. Wahrscheinlich ist das der tiefere Grund dafür, warum Mr. Churchills Entschließung, sofort eine „Europa-Armee" aufzustellen, solch allgemeine Unterstützung im Straßburger Rat finden konnte: 89 Ja- gegen nur 5 Nein-Stimmen! —

Und was fühlen die Deutschen dabei? Diese nicht weniger wichtige Frage soll im nächsten Kapitel besprochen werden.

III.

DIE DEUTSCH-FRANZÖSISCHE FRAGE — UND IHRE EUROPÄISCHE LÖSUNG

„Es gibt keine Wolke ohne silbernen Saum". Der Silbersaum an den Wolken, die West-Europa überschatten, ist die seit kurzem eingeleitete Verbesserung der deutsch-französischen Beziehungen. Es ist der Beachtung wert, wie hier ein langanhaltender Zwist dem Sinn für europäische Gemeinschaft zu weichen beginnt.

Der „Schuman-Plan" hat diese glücklichere Entwicklung eingeleitet. Vielleicht wäre er besser als „Schuman-Monnet-Plan" zu bezeichnen, denn das Verdienst fällt sowohl M. Monnet zu, der ihn entwarf, wie M. Schuman, der ihn zu seiner eigenen Sache machte. Er könnte wohl auch besser ein „Gedanke" als ein fester „Plan" genannt werden. Aber trotz etwaiger Fehler und Schwächen hat er dazu geholfen, die deutsch-französischen Beziehungen aus den alten, eingefahrenen Gleisen des Mißtrauens und Hasses auf eine höhere und festere Ebene zu heben.

Weit wichtiger als die damit angestrebten wirtschaftlichen Vorteile waren von Anfang an die ihm innewohnenden politischen und psychologischen Werte, die dazu helfen, die tiefste Kluft West-Europas zu schließen.

Es ist aus diesem Grund ein Unglück, daß die britische Politik sich allen Überbrückungsversuchen gegenüber so ablehnend einstellte — nicht nur im Hinblick auf den Schuman-Monnet-Plan, sondern auch auf die Einigungsbestrebungen, die der Europa-Rat in Straßburg zum Ausdruck gebracht hat. Jeder

Mensch, den ich auf dem Festland traf, gleichviel in welchem Staate, hielt sich über die Störungsversuche und Quengeleien der britischen Regierungsmänner auf, besonders über Mr. Bevin, den man allgemein den „Molotow von Straßburg" nennt. Auch Männer, denen es nicht an gerechtem Verständnis für Britanniens besondere Bedingungen fehlt und die Rücksicht auf seine zweiseitige Bindung — einerseits an die britische Völkergemeinschaft und andererseits an Europa — nehmen, haben das Gefühl, daß die Haltung des britischen Außenministers ebensosehr von Feindseligkeit wie von Geschmeidigkeit bestimmt wird. Nicht wenige stellen fest, daß er das „Vereinte Europa" ebenso und mit derselben Blockierungstaktik zunichte machen will, wie es die Sowjetdelegierten den „Vereinten Nationen" gegenüber tun.

Das Ergebnis seiner Bemühungen mag jedoch, soweit es den Schuman-Monnet-Plan betrifft, nicht ganz und gar verderblich gewesen sein. Ein gedankenreicher Franzose, M. Comert, der im Stab des alten Völkerbundes eine wichtige Stelle bekleidet hat, machte mir gegenüber die philosophische Bemerkung, Großbritanniens Abwesenheit habe mittelbar die deutsch-französische Umarmung beschleunigt und fruchtversprechend gemacht. Die britische Haltung und Nörgelei hat der französischen Öffentlichkeit das stolze Bewußtsein gegeben, daß ihre eigene Regierung das Gesetz des Handelns bestimme; dadurch ist der Plan schmackhafter geworden, und das französische Volk wünscht um so eifriger seinen Erfolg — während es frühere britische Versuche zur Herstellung besserer deutsch-französischer Beziehungen nur mit Mißtrauen zur Kenntnis nahm. Andererseits mag die Tatsache, daß es sich beim Schuman-Monnet-Plan nicht um eine gemeinsame Unternehmung der Alliierten handelt, dazu beigetragen haben, auch das Mißtrauen der Deutschen zu beruhigen und ihnen das Gefühl zu geben, daß Frankreich ihnen einen echten Ölzweig zureicht und ihnen auf der Grundlage echter Partnerschaft nähertritt.

Als ich einige der besonders eng mit dem „Plan" Verbundenen fragte, ob solche Überlegungen für sie bestimmend gewesen seien, stellte ich fest, daß sie eigentlich gar nicht so weit gedacht hatten. Und doch ist diese Auswirkung beachtenswert.

Bei dreißigjähriger Beobachtung der Vorgänge auf dem Festland habe ich gefunden, daß M. Comert schärfer blickt und klarer urteilt als die meisten der sogenannten Staatsmänner, die nur auf der Oberfläche mitschwimmen. Aber auch er drückte den ernsten Wunsch aus, daß Großbritannien seine Teilnahme, so bald und so weitgehend wie möglich, anmelden möge, denn dadurch werde die Bindung erst befestigt. Bezeichnend war folgende Bemerkung, die einen neuen Ausblick eröffnet: „Die Franzosen haben kein Vertrauen mehr in ihre Zukunft. Sie haben aber auch — ganz abgesehen von den alten Befürchtungen — kein Zutrauen in die Deutschen als Verbündete. Obwohl sie die besten Soldaten Europas sind, haben sie ihre Dinge bisher so geführt, daß sie fast alle ihre Kriege verloren haben!"

Abgesehen von den starken Einwänden gegen die britische Politik, auf die man überall stößt, besteht doch noch ein tiefwurzelndes Vertrauen in die politische Klugheit, den Gerechtigkeitssinn und die moralische Unerschütterlichkeit Englands. Tatsächlich fließen die scharfen Einwände gerade aus der Enttäuschung darüber, daß die britische Regierung offenbar zögert, die Führung auf dem Weg zu übernehmen, den die Völker des Festlandes in sehnsüchtiger Hoffnung gehen möchten. So sehr Amerikas Reichtum und Kraft sie auch beeindrucken, sehen sie die Engländer eben doch als europäische Schicksalsgenossen an; andererseits hält man dafür, daß sie genug „außerhalb" stehen, um als Schiedsrichter und Versöhner wirken zu können. Je höher man Britanniens innere Kraft einschätzt, desto bitterer ist die Enttäuschung über diese naturgegebene Führerin, die sich ihrer Aufgabe versagt.

In den kleineren Ländern ist dies Gefühl noch stärker

als in Frankreich. Sie überblicken ihre eigenen Beschränkungen sehr klar und ohne die Trübungen, die aus einem Minderwertigkeitsgefühl fließen. M. Spaak war nur einer von vielen bedeutenden Sprechern, wenn auch der hervorragendste, der dieser allgemeine Enttäuschung über die ablehnende Haltung der britischen Regierung Ausdruck gab. Die Tatsache, daß auch er Sozialist ist, macht seine Erklärung um so bemerkenswerter. Er sagte, er verstehe sehr wohl die englischen Zweifel an der Entwicklung des Europa-Rates zu einem gesetzgebenden europäischen Parlament — „denn die Engländer sind mehr für handgreiflichen Nutzen als für Gedankengebäude". — „Aber der Schuman-Plan sollte dieser ihrer Neigung entgegenkommen, und doch haben sie ihn verworfen." — Er gab zu, daß eine Fülle von Problemen vor uns liege, aber er habe das Gefühl, daß man sie nur bewältigen könne, wenn man den Versuch dazu mache, und daß ein solcher Versuch von wesentlicher und dringender Bedeutung sei. — „Man kann nur Laufen lernen, wenn man läuft."

Es ist beachtlich, in welcher Weise alle Gruppen der französischen öffentlichen Meinung den Schuman-Plan aufgenommen und unterstützt haben. Unter all den Menschen, die ich traf, hörte ich kaum Einwände, selbst die der Regierung aus andern Gründen in scharfer Ablehnung Gegenüberstehenden widersprachen ihm nicht. Er traf auf größere Einmütigkeit als irgendein anderer Vorschlag seit langer Zeit, und das nicht etwa trotz, sondern gerade wegen der zu erwarteten politischen Folgen. Nur Sachkundige werden versuchen können, die wirtschaftlichen Vorteile dieses Planes zur gemeinsamen Steuerung der französischen und deutschen Kohlen- und Stahlerzeugung abzuschätzen. Die Masse dagegen begrüßt ihn einfach deshalb so freudig, weil sie ihn als Schritt auf die deutsch-französische politische Union zu betrachtet oder doch mindestens als eine Brücke über die seit langem bestehende Kluft zwischen den zwei Völkern. Selbst wer Zweifel in die wirtschaftlichen Vor-

teile setzt, hält seine Bedenken für aufgewogen durch den erhofften politischen und psychologischen Gewinn.

Diese entgegenkommende Haltung ist das äußere und sichtbare Zeichen eines vielleicht grundlegenden und folgenschweren Wechsels in den Beziehungen Frankreichs zu Deutschland, des wachsenden Gefühles gegenseitiger Abhängigkeit und der Erkenntnis, daß die beiden Völker zusammen stehen oder zusammen fallen. Die geistigen Väter des Schuman-Monnet-Planes haben es verstanden, alte Hindernisse und Gegensätze dadurch zu umgehen, daß sie die Auseinandersetzung auf eine höhere Ebene verlegten. —

Aber ich traf in Frankreich auch gleichzeitig auf einen ausgesprochenen Mangel an Bereitschaft, die politischen Folgerungen aus dem Plan bis zu der unvermeidlichen Erkenntnis auszudehnen, daß die wirtschaftliche und politische Verbindung der zwei Völker durch gemeinsame Verteidigungsmaßnahmen gegen den sie beide bedrohenden Überfall ergänzt werden sollte. Die Franzosen sind wegen ihres logischen Denkens berühmt; darum ist es — da sie ihre eigene Schwäche kennen — um so verwunderlicher, daß sie zögern, die logischen Schlußfolgerungen aus ihrer Lage zu ziehen. Dieses Zögern war in den politischen Kreisen besonders deutlich.

Der Grund dafür wurde mir von M. Reynaud erklärt; er ist eine der wenigen Ausnahmen von der herrschenden Haltung des „Ostrichismus", des Bestrebens, den Kopf tief in den Sand zu stecken und so die Lage überblicken zu wollen. Im politischen Leben Frankreichs ist es gefährlich, zu Erkenntnissen über die Wiederbewaffnung Deutschlands zu kommen, die den Tatsachen entsprechen. Die Mehrzahl der Franzosen ist sich klar darüber, daß es unmöglich ist, die westliche Verteidigung ohne Teilnahme der Deutschen auf sicheren Grund zu stellen, und viele haben das Gefühl, daß diese Beteiligung allein schon deshalb notwendig ist, um ein Ausbluten Frankreichs zu verhüten; aber kein Franzose wagt dies öffentlich zu sagen, wenn

ihm seine politische Zukunft lieb ist. Nicht einmal im engeren Kreis mag er seine Meinung äußern, weil er fürchtet, sie könnte weitererzählt und seinen politischen Gegnern zugetragen werden, die jede derartige Äußerung zu seinem Schaden ausschlachten würden — selbst, wenn sie in der Tiefe ihres Herzens der gleichen Ansicht sind.

Bei den Soldaten besteht eher Geneigtheit, diese Frage zu erwägen, weil ihr Beruf sie in engere Berührung mit den Dingen der Wirklichkeit bringt. Auch in England bildeten sie während der ersten neun Monate des letzten Krieges den einzigen größeren Gesellschaftskreis, der nicht in einer Traumwelt lebte. Wenn man sich unter ihnen bewegte, hatte man das Gefühl, als käme man aus dem Irrenhaus in eine vergleichsweise gesunde Umwelt. Wenn damals die französischen Führer weniger Wirklichkeitssinn bewiesen, so beruhten ihre Trugschlüsse eher auf technischen Irrtümern, die aus veraltetem Denken stammten, während die mittlere Führung unter dem allzu scharfen Bewußtsein litt, daß sie vor einer aussichtslosen Aufgabe stand.

Aber gerade in den Militärkreisen fand ich auch die klarste Darstellung der Gründe, die gegen eine Bewaffnung der Deutschen zur Verstärkung des Westens sprechen. Der wichtigste ist das tiefwurzelnde Mißtrauen des französischen Volkes gegen die Deutschen, seine Angst vor den Absichten Deutschlands nach seiner Wiederbewaffnung und das Bewußtsein, daß diese Angst schnelle und ausreichende Maßnahmen behindere. — Ein zweiter Grund lautet: „Jeder Versuch, Deutschland zu rüsten, könnte einen Kriegsanlaß bedeuten und den russischen Überfall herausfordern, ehe noch die Kraft der Abwehr genügend verstärkt werden könnte." — Ein dritter Grund ist der: „Ein wiederbewaffnetes Westdeutschland würde Frankreich mit in einen unvermeidlichen Krieg ziehen, weil es das Bestreben hätte, Ostdeutschland zu befreien." — Ein vierter: „Erst müssen wir unsere eigene Aufrüstung weit genug fördern, ehe eine Bewaffnung Deutschlands überhaupt erwogen werden kann. Und wir

brauchen alles Material, das die Vereinigten Staaten überhaupt liefern können. Würde es zersplittert, so hätte unsere eigene Aufrüstung den Schaden davon." — Ein fünfter Grund ist: „Es wäre unklug, Deutschlands Hilfe zu erbitten. Klüger ist es, zu warten, bis eine wirksame Verteidigung West-Europas aufgebaut werden kann — dann erst sollten wir die Deutschen einladen, als weitere Partner teilzunehmen. Dadurch vermeiden wir es, in ihnen das Gefühl zu wecken, wir seien von ihrer Unterstützung abhängig."

Alle diese Gründe für den Aufschub der deutschen Aufrüstung sind nicht ohne Wahrheitsgehalt. Bemerkenswert ist der, daß die Bewaffnung Deutschlands einen russischen Überfall herausfordern könnte. Ein französischer General gab ihm diesen Ausdruck: „Die Russen haben keine Angst vor den Franzosen, Belgiern, Holländern und selbst den Engländern — wohl aber vor den Deutschen. Ein Schritt zur Bewaffnung Deutschlands würde sie zum Angriff herausfordern, und nichts ist wahrscheinlicher, als daß sie nicht davor zurückschrecken würden."

Diese Gefahr ist einleuchtend, aber der einzige Ausweg, der verbliebe, wäre das Verharren im Zustand fast völliger Wehrlosigkeit angesichts der unaufhörlichen Drohung eines Überfalls. Denn wie wir im vorigen Kapitel festgestellt haben, gibt es anscheinend keine Möglichkeit, die deckende Streitmacht von fünfzig Divisionen aufzubringen, die von den Franzosen selbst für nötig gehalten wird. Alles, was Frankreich, Großbritannien, Belgien und Holland aufbringen und die Vereinigten Staaten zur Verstärkung beisteuern könnten, würde nicht ausreichen, um eine genügend starke Besatzung für Deutschland sicherzustellen. Die Lücke kann nur dadurch geschlossen werden, daß der Brücke ein neuer Bogen zugefügt wird, und zwar aus deutschem Baustoff.

Es handelt sich nicht nur um die zahlenmäßige Verstärkung. Die Erfahrungen des französischen Zusammenbruches von 1940

haben Eindrücke hinterlassen, die nur schwer wieder zu tilgen sind. Jedermann kann fühlen, daß die andern westlichen Völker an der moralischen Kraft der Franzosen, eine heftige Anspannung auszuhalten, Zweifel hegen. Und es ist allzu offensichtlich, daß auch viele Franzosen diese Zweifel teilen. Deshalb würde eine Sicherung, die im wesentlichen nur aus französischen Truppen bestände, nur wenig Vertrauen einflößen. Alle die beteiligten Völker scheinen trotz ihrer Besorgnisse wegen einer deutschen Wiederaufrüstung doch zu fühlen, daß keine schützende Macht einem sowjetischen Überfall standhalten könnte, wenn ihr Gewebe nicht durch eine starke deutsche Verstärkung widerstandsfähig gemacht wird. Aus diesem Grund kommen selbst Männer, die befürchten, die deutsche Wiederbewaffnung könnte einen russischen Überfall herausfordern, zu der Einsicht, daß dies die geringere von zwei großen Gefahren ist. —

Wie stellen sich nun die Deutschen selbst zu dieser ganzen Angelegenheit? Das war die wichtigste Frage, die ich in Deutschland prüfen wollte, als ich der Reihe nach die französische, amerikanische und britische Besatzungszone besuchte. Ich sprach mit den verschiedensten Leuten, vom Kabinettsminister über Mitglieder der sozialistischen Opposition und Parteiführer in den verschiedenen Ländern, frühere Generäle und Vertreter der ehemaligen Soldaten bis zur studentischen Jugend.

In der Bundeshauptstadt Bonn traf ich sowohl in den Kreisen der Regierung wie der Opposition auf eine lebhaft bekundete Abneigung gegen die Wiederaufrüstung, selbst für den Fall, daß die Besatzungsmächte sie billigen würden. Der Kanzler, Dr. Adenauer, war nicht in Bonn, aber ich hatte eine lange Unterredung mit dem Finanzminister Dr. Schäffer, den viele für das fähigste Mitglied der Adenauer-Mannschaft halten. Er verzichtete in erfrischender Weise auf das übliche Getue der Politiker, er machte keinen Versuch, sich aufzuspielen oder mir vorzutäuschen, er habe für jedes Übel ein Patentmittel. Viel-

mehr sah er aus und sprach wie ein Arzt von gewinnendem Wesen, der sich bemüht, eine wissenschaftlich begründete Diagnose zu stellen und dabei menschliche Sorge um die Wohlfahrt des Kranken fühlt. Ich hatte den Eindruck, daß er mehr besorgt war, die beste Lösung für ein so viel besprochenes Problem zu suchen, als einem Parteiinteresse zu dienen.

Vor allem sprach er über den Schuman-Plan und erklärte, aus welchen Gründen ihn die Deutschen willkommen heißen müßten. Ich kann hier nur einen kurzen Überblick über seine Darlegungen geben. Für die Besorgnisse, die in London geäußert wurden, daß der Plan wirtschaftliche Belange Englands und vor allem das Programm der Labour-Regierung stören könnte, zeigte er Verständnis, meinte aber, sie seien unberechtigt. „Die Durchführung des Planes ist von der Rechtsform, der die beteiligten Industrien unterworfen sind, völlig unabhängig." — „Es ist nicht die Absicht, ein auf Privateigentum begründetes westeuropäisches Kartell zu begründen, und es ist auch nicht beabsichtigt, entweder die Produktion oder die Ausfuhr zu kartellisieren — wahrscheinlich wird nur eine Anpassung der Ausfuhr zwischen beiden Staaten stattfinden." — „Ziele sind erstens die Schaffung eines einheitlichen Marktes, der eine Produktionssteigerung, eine Hebung des Lebensstandes der Arbeiter und, soweit dies möglich ist, die Vollbeschäftigung sichern würde. Der nächste Schritt ist die bestmögliche Steigerung der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit der Schwerindustrie beider Staaten, um sie wirtschaftlich lebensfähig zu erhalten und ein Höchstmaß an sozialer Wohlfahrt und Sicherheit zu erreichen."

„Die Befürchtung, daß britische Exporte durch die Teilnahme an dem Plan beeinträchtigt werden könnten, ist unbegründet. Der Bedarf innerhalb der durch den Vertrag verbundenen Staaten, der während der Kriegsjahre vernachlässigt wurde, ist unermeßlich. Zur Zeit ist der Stahlverbrauch in allen westeuropäischen Ländern im Vergleich mit weiter fortgeschrittenen Staaten, besonders der USA., überraschend gering. Die gesamte Erzeugung, die durch eine Produktionssteigerung erzielt würde,

kann deshalb vom Markt der vertraglich verbundenen Staaten aufgenommen werden, und eine Steigerung des Lebensstandes ihrer Völker wäre die unmittelbare Folge. Außerdem ist beabsichtigt, die afrikanischen Kolonien in den Rahmen des Planes einzubeziehen und einen Teil der Ausfuhr in diese Räume abzuzweigen." —

Ebenso wie M. Schuman sieht auch Dr. Schäffer die „geistigen" Werte, die der Plan verspricht, für noch wichtiger an als die wirtschaftlichen Vorteile. Der Zwist zwischen Frankreich und Deutschland hat Europa nahezu in den Abgrund gestürzt. Der Plan verspricht eine deutsch-französische Versöhnung, und wenn erst einmal diese Grundschwierigkeit gelöst ist, dann werde, so meinte er, die rasche Entwicklung einer europäischen Union möglich sein. Mißlinge diese Lösung, so werde es immer zwei Lager geben. Vor allem aus diesen Gründen „würden wir es begrüßen, wenn die britische Regierung einen Weg zur Teilnahme finden könnte". Da nun endlich Frankreich und Deutschland sich die Hände reichten, hoffe er, daß auch Britannien seine Rechte ausstrecke, um den Händedruck zu bekräftigen.

Als ich Dr. Schäffer nach seiner Ansicht über einen deutschen Beitrag zur Verteidigung West-Europas fragte, zeigte er deutliches Mißbehagen. Er habe das Gefühl, daß jeder Versuch, eine deutsche Wehrmacht wiederherzustellen, Rußland zur Eröffnung eines Vorbeugungskrieges veranlassen könnte. Diese Gefahr sei um so ernster, als die Aufstellung einer ausreichenden Streitkraft erhebliche Zeit in Anspruch nehmen müsse. In einem solchen Krieg würde Deutschland das Schlachtfeld sein und wahrscheinlich schlimmere Verwüstungen zu erdulden haben als je zuvor — diesmal auch noch solche durch die Atombombe.

Er erklärte weiter, die Jugend Deutschlands gebe sich keinerlei Täuschung über den Krieg mehr hin, sie glaube überhaupt nicht mehr an den Wert einer Verteidigung durch Waffen, das

sei das Ergebnis ihrer Erfahrungen von 1944 und 1945. Diese Tatsache würde die Schwierigkeiten der Neuaufstellung eines Heeres noch erhöhen, selbst wenn es sich um die Eingliederung in eine europäische Streitmacht handeln sollte. Auch wenn die Alliierten ihre Ansichten über die Entwaffnung Deutschlands geändert haben sollten, sei die Zeit für eine Aufrüstung doch vorüber. „Westdeutschland muß seine Verteidigung den Besatzungsmächten überlassen." Dr. Schäffer schien dabei aber wenig Vertrauen in ihre Kraft zur Erfüllung dieser Aufgabe zu haben — er war zu klarsehend, als daß er sich Täuschungen hätte hingeben können —, und bekundete vor allem offene Zweifel, wieweit die Amerikaner gewillt sein würden, sich selbst zum Wohle Europas aufzuopfern. Er hinterließ bei mir den Eindruck, daß er das Problem der Verteidigung für unlösbar halte und deshalb gewillt sei, seine Aufmerksamkeit ausschließlich auf die Aufgabe der deutsch-französischen Aussöhnung zu richten, weil sie lösbar scheint — und zwar in der Richtung des Schuman-Planes.

Führer der Sozialistischen Partei machten ihre Absicht klar, sich einer solchen Lösung entgegenzustemmen. Ihre Einwände stammen weniger aus Gründen des Sozialismus, wie in England, als aus nationalistischen — sie fürchten, daß der Plan dazu dienen könnte, die deutsche Stahlerzeugung weiter zu hemmen. (Dr. Schäffer hatte sich bereit erklärt, wirtschaftliche Zugeständnisse an Frankreich zu machen, um die politische Zusammenarbeit und eine bessere Atmosphäre zu sichern.) Es ist ein bitterer Spott der Entwicklung, daß die deutschen Sozialdemokraten, die so lange für den Internationalismus eingetreten sind, jetzt diese Richtung einschlagen. Es muß den Eindruck erwecken, daß es ihnen in erster Linie auf Stimmenfang ankommt, und daß sie deshalb den Mantel nach dem sich wieder regenden Wind des Nationalismus hängen. Aber auch sie drückten den Wunsch aus, daß die britische Regierung an den Ver-

handlungen über den Schuman-Plan teilnehmen möge, schon zur Sicherung.

In der Frage der deutschen Wiederbewaffnung äußerte der sozialdemokratische Sprecher dieselben Bedenken wie Dr. Schäffer, aber er fügte noch den Einwand hinzu, daß sie die Demokratie gefährden würde. Allzu leicht könne sich das Heer zum Herrn des Staates machen, statt sein Diener zu bleiben, und die Gefahr sei angesichts der allgemeinen Schwäche Westdeutschlands um so größer.

In diesem Zusammenhang lohnt es sich, einen Gedanken zu erwähnen, den M. Comert bei unserer Pariser Aussprache äußerte. Er ist um so bemerkenswerter, als er den gewöhnlichen Ansichten, besonders auf der Linken, geradewegs zuwiderlief. M. Comert sagte, es sei Grund genug vorhanden, die alliierte Politik der Austilgung und Entehrung des alten deutschen Generalstabes zu bedauern, da jede Wiederbewaffnung Deutschlands nun vermutlich dazu führen würde, daß er durch einen neuen Körper oder wenigstens durch unausgereifte Jahrgänge von weniger vorsichtigem Wesen und lebhafteren revolutionären Neigungen ersetzt werde. Das würde die Wiederherstellung des Nazismus unter einem neuen Namen begünstigen.

Das allgemeine Zögern aller Parteiführer Deutschlands in der Frage der Wiederaufrüstung erscheint vielleicht „zu schön, um wahr zu sein". Ist es wirklich echt? Oder ist es nur gespielt, um den Eifer der Westmächte aufzustacheln und sie dazu zu bringen, daß sie den Deutschen die Waffen in die Hand drücken und ihre sonstigen Lasten erleichtern?

Es ist natürlich, daß die Deutschen die Vorzüge des Umworbenseins nicht verkennen. Und noch natürlicher wäre es, wenn sie ein hämisches Vergnügen über die Tatsache empfänden, daß die selben Mächte, die alles Militärische in Deutschland so eifrig

bis auf die Wurzeln ausgerottet und sogar die Fabriken abgebaut haben, jetzt zu der Erkenntnis kommen, daß sie sich ohne deutsche Hilfe nicht verteidigen können. Aber die allgemeine Abneigung gegen die Aufrüstung sitzt tiefer, wenn sie auch nicht unbedingt beständig zu bleiben braucht. Je weiter ich sondierte, desto klarer wurde es, daß die Ansichten, die in Bonn von den verschiedenen Parteiführern ausgedrückt wurden, dem allgemeinen Zug der öffentlichen Meinung entsprechen. Die Mehrheit der Deutschen ist passivistisch, wenn nicht pazifistisch eingestellt. Das ist das Ergebnis zweier verheerender Kriege, zweier langer Besatzungszeiten und einer seelenerschütternden Enttäuschung.

Der Widerstand gegen den Gedanken, wieder Militärdienst leisten zu müssen, ist allgemein. Die Jungen oder ihre älteren Brüder sind mit fünfzehn Jahren aus der Schule geholt worden, um als Flakhelfer zu dienen, sie haben das Grauen und die Hoffnungslosigkeit der Abwehr vernichtender Massenbombardierungen ihrer Heimatstädte erlebt und wurden dann, nur wenig älter, mit dürftigster Ausbildung und Ausrüstung ins Feld gesandt, um einer ungeheuren Überzahl und Panzerüberlegenheit gegenübergestellt zu werden. Diese jungen Menschen haben nur die Niederlage kennengelernt, und zwar in ihrer bittersten Form, und deshalb die Überzeugung behalten, daß Verteidigung sinnlos sei.

Die eigentliche „Kriegsgeneration", die etwas älter ist, weist in ihren Reihen schreckliche Lücken auf, die entweder durch den Tod auf den Schlachtfeldern oder die Gefangenschaft in Rußland gerissen worden sind. Die Überlebenden besitzen ein Selbstvertrauen, das auf ihre wohlerprobte soldatische Tüchtigkeit begründet ist. Aber sie haben wenig oder gar keinen Glauben in irgend etwas anderes: weder in politische Führer, noch in nationale Ideale oder den Wert des Opfers, wenn sie keine vernünftige Aussicht sehen, daß es sich auch lohnen wird. Die meisten von ihnen sind, wenigstens zeitweise, von dem romantischen Denken geheilt, das den Deutschen in der Vergangenheit

so teuer gekommen ist. Sie wünschen weiter nichts, „als ihre Schrebergärten zu pflegen".

Gleichzeitig haben sie kein Vertrauen in die Fähigkeit der Besatzungsmächte, Westdeutschland oder West-Europa zu verteidigen. Sie haben nicht vergessen, wie leicht es ihnen gefallen ist, die andern Weststaaten im Jahre 1940 über den Haufen zu rennen. Diese Erfahrung erhöht ihre Bedenken, sich den Verteidigungskräften, die im wesentlichen aus diesen schwachen und heute noch wackligen Nachbarn bestehen würden, eingliedern zu lassen. Sie fragen sich, warum sie bei solch geringen Erfolgsaussichten an einer Verteidigung teilnehmen sollten, die lediglich ihre Heimat, ihre Familien und sie selbst um so schlimmerer Zerstörung und Mißhandlung durch die Russen aussetzen würde. Offensichtlich haben viele das Gefühl, daß sie mehr gewinnen oder wenigstens retten können, wenn sie tatenlos stille halten und sich den eindringenden Russen in aller Ruhe unterwerfen.

Bei den anders Gesonnenen, die eher geneigt wären, zu fechten, wirken andere Hemmungen. Sie sind von Bitterkeit erfüllt, wenn sie an die Behandlung denken, die ihnen nach dem Krieg zuteil wurde, nicht allein durch die Alliierten, sondern auch durch eigene Landsleute. Ehemalige Berufssoldaten fühlen sich besonders gekränkt durch den Raub ihrer Pensionsrechte, der erfolgte, während die Beamten und Lehrer, die ebenso wie sie dem Nazi-Regime gedient haben, nicht berührt worden seien. Es erbittert sie, daß selbst heute, nachdem die ungerechten Sonderbestimmungen der Alliierten aufgehoben worden sind, die Regierung immer noch zögert, ihnen ihre Pensionen zu zahlen.

Hemmend wirkt auch die fortdauernde Entrüstung über die Kriegsverbrecher-Urteile. Die meisten Deutschen waren anfangs gleichgültig gegenüber diesen Urteilen, besonders wenn Generale die Leidtragenden waren. Aber die Teilnahme wuchs, und ein Umschwung der Gefühle trat ein, als das Verfahren gegen Feldmarschall von Manstein eingeleitet wurde. Es wird

allgemein beklagt, daß die Alliierten immer noch fortfahren, deutsche Offiziere gefangen zu halten, und zwar als Bestrafung für Maßnahmen, die bei der Abwehr sowjetischer Banden getroffen werden mußten — sie sollen heute noch büßen, nachdem den Alliierten die Augen über die Rücksichtslosigkeit des Bandenkrieges und seine allgegenwärtigen Gefahren geöffnet worden sind. Die Deutschen machen scharfe Bemerkungen über die harten Maßnahmen der Franzosen in Indochina, der Briten in Malaya und der Amerikaner in Korea. Viele deutsche Soldaten erklären, daß sie nicht daran denken, Schulter an Schulter mit den Alliierten zu fechten, solange ihre alten Kameraden und Führer noch eingekerkert bleiben.

Noch allgemeiner ist der Einwand, die Westmächte könnten doch wohl nicht erwarten, daß die Deutschen die Waffen zur Verteidigung ihrer „Demokratie" ergreifen, nachdem sie fünf Jahre lang das deutsche Heer verunglimpft und die Behauptung aufgestellt haben, es sei sündig, Uniform zu tragen. Solche Einwände mögen zu weit gehen. Nichtsdestoweniger haben die Alliierten bei der Ausrottung des deutschen „Militarismus" derart tiefreichende Erfolge erzielt, daß sie jetzt bei einem Wechsel ihrer Politik vor ärgerlichen und schwer zu überwindenden Hemmungen stehen. —

Im Verlauf meiner Rundreise traf ich einige Generäle, die ich schon vor dem Krieg gekannt oder während der Erforschung seiner Geschichte kennengelernt hatte. Von Generälen kann man wohl erwarten, daß sie an den Wehrdienst als Mittel der Verteidigung glauben. Es war deshalb bezeichnend, daß die meisten von ihnen zugaben, die Mehrheit ihrer Volksgenossen sei dagegen.

Noch bezeichnender ist es, daß selbst einer der früheren Chefs des Generalstabes sich gegen jeden Versuch einer Wiederbewaffnung aussprach. „Die europäische Verteidigung ist eine Aufgabe ohne Lösungsmöglichkeit. Die Engländer, Holländer und Amerikaner sind zahlenmäßig zu schwach, die Franzosen

und Italiener zu unzuverlässig. Nur starke deutsche Kräfte — sagen wir mal 40 Divisionen — wären in der Lage, die Russen zu stoppen. Aber die deutsche Wiederaufrüstung ist unmöglich, alle Gründe sprechen dagegen: Internationale, politische, innere. Die Kriegsgeneration ist enttäuscht und kriegsmüde. Sie denkt nur an ihr Fortkommen und an ihre Familien. Sie hat kein Ziel, für das sie kämpfen könnte. Die jüngere Generation ringt noch um ein solches Ziel und wird es vielleicht im Europa-Gedanken finden."

Das äußerste Zugeständnis schien ihm die Errichtung einer Gendarmerie von ausreichender Stärke, um Westdeutschland vor dem Einfall der Ostpolizei zu schützen, aber ohne die Möglichkeit, gegen Rußland zu kämpfen. „Eine solche Lösung mag politisch tragbar sein; aber es wäre töricht und gefährlich, davon zu träumen, daß diese Gendarmerie zu einer Armee ausgebaut werden könnte, die einem unmittelbaren Überfall durch die Rote Armee selbst Widerstand zu leisten vermöchte." —

Einige der anderen Generäle waren zuversichtlicher, besonders von Manteuffel, der glänzendste Panzerführer in den späteren Abschnitten des Krieges. Er lebt jetzt in Neuß, nahe der Ruhr, wo es ihm gelungen ist, sich eine gute industrielle Stellung aufzubauen, anders als die meisten seiner beschäftigungslosen und verarmten Mit-Generale. Er sprach ausführlich über die Möglichkeit, die er Dr. Adenauer vorgeschlagen hatte, rasch eine Armee von 30 oder mehr Divisionen aufzustellen, vorausgesetzt, daß für die nötige Ausrüstung gesorgt würde. „Es müßte eine voll ausgerüstete Truppe sein, die über alle Waffen verfügen sollte; denn die Deutschen haben keine Lust, nur als Hilfswillige und Kanonenfutter zu dienen. Aber da ihre Waffen und ihre Munition von den Westmächten geliefert würden, nicht von einer eigenen deutschen Rüstungsindustrie, bestünden ausreichende Sicherungen gegen eine neue deutsche Gefahr — die Westmächte könnten ja jederzeit die Zufuhr abschneiden." Manteuffel ging jedoch nicht auf die Frage ein, welche Zeit

die Amerikaner brauchen würden, um ein Heer von der vorgeschlagenen Stärke auszurüsten, und was die Russen unternehmen würden, um seinen Aufbau zu verhindern. —

Eine vermittelnde Lösung wurde von General Blumentritt, früherer Chef des Stabes im Westen bei Feldmarschall von Rundstedt, vorgeschlagen. Er sagte, daß wahrscheinlich etwa 60 bis 70 Prozent des deutschen Volkes gegen die Wiedererrichtung einer Wehrmacht seien und sich nicht bereiterklären würden, wieder als Soldaten zu dienen. „Aber die beste Verteidigung beruht heute auf verhältnismäßig schwachen Kräften von hohem Kampfwert, und die dafür benötigte Zahl von Mannschaften könnte auf der Grundlage freiwilliger Meldung aus der Zahl derer, die eine Möglichkeit zur Selbstverteidigung wünschen, ausgehoben werden." Die Ausstattung dieses Heeres müßte erstklassig sein, doch könnte sowohl die Luftunterstützung wie die Waffenausrüstung den Alliierten überlassen bleiben, die so jederzeit in der Lage wären, einen unabhängigen Einsatz zu verhindern. Als weitere Sicherungsmaßnahme könnten die Divisionen dieses Heeres voneinander getrennt und mit den Kontingenten anderer Länder gemischt werden. — Ich muß hier einschieben, daß zwar einige Generäle die Wiederherstellung eines deutschen Heeres wünschten, daß aber eine erhebliche Anzahl sich auf die Schöpfung einer Europa-Wehrmacht, die deutsche Divisionen im Rahmen anderer umfassen soll, eingestellt hatte. Sie zeigten sich durchaus bereit, diese Divisionen einem amerikanischen, britischen oder französischen Oberkommando zu unterstellen. In Anbetracht ihrer eigenen beruflichen Stellung ist diese Haltung hervorzuheben. —

Zum Abschluß meines Überblickes über das Fragengebiet und die verschiedenen, voneinander abweichenden Meinungen sollen einige Gedanken besonders betont werden. Die Ansichten in Deutschland formen sich — ebenso wie in den andern Ländern — rasch um. Selbst während der Zeit meines Aufenthaltes

konnte ich den Umschwung beobachten, der durch die Korea-Ereignisse eingeleitet wurde. Die Menschen erkannten sehr rasch, daß der gleiche Vorgang in Westdeutschland wiederholt werden könnte. Viele, die sich bisher dem Gedanken einer Wiederaufrüstung widersetzt und die Haltung des „Ohne mich!" zu ihrer eigenen gemacht hatten, begannen jetzt, eine gewisse Bereitschaft zur Selbstverteidigung, mindestens gegen die Ostpolizei oder die anderer sowjetischer Mitläuferstaaten, zu zeigen. In den dann folgenden Wochen wurde der Umschwung immer deutlicher und fand seinen Ausdruck in der Forderung Dr. Adenauers nach einer voll ausgerüsteten Polizeitruppe, die der ostdeutschen entsprechen und mindestens 40 000 Mann stark sein sollte. Es ist möglich, daß er der Masse des westdeutschen Volkes damit vorauseilte, aber die öffentliche Meinung schwang in diese Richtung um. Jeder frische und weite Schritt vorwärts würde mit besserem Verständnis aufgenommen, wenn er im Rahmen einer Europa-Wehrmacht erfolgte und einen deutschen Beitrag zu dieser bedeutete. Der Europa-Gedanke hat im deutschen Volk Wurzel geschlagen, besonders in der jüngeren Generation. —

Wahrscheinlich würde es leicht sein, eine ausreichende Zahl von Freiwilligen anzuwerben, um ein Heer von 20 bis 30 Divisionen aufzustellen, das zur Verstärkung der gegenwärtigen alliierten Deckungsarmee dienen könnte. Sachverständige haben mir versichert, daß die Aufstellung binnen sehr kurzer Zeit möglich wäre, ja daß die Freiwilligen sozusagen über Nacht aufgerufen werden könnten. Aber die Finanzierung eines solchen Heeres wäre schwierig, solange die westdeutsche Wirtschaft die gegenwärtige schwere Bürde der Besatzungskosten zu tragen hat.

Darüber hinaus bestehen Schwierigkeiten, eine ausreichende Ausrüstung für Verbände von größerer Stärke als leicht bewaffnete Polizei-Einheiten zu beschaffen. Wie die Dinge stehen, würde die Bewaffnung und Ausrüstung lange dauern und

während der Zeit dieses Aufbaues wäre die Gefahr eines russischen Vorbeugungs-Überfalles sehr groß. —

Vielleicht wäre es deshalb zweckmäßiger, mit der Aufstellung einer kleinen „internationalen Truppe" oder einer „europäischen Legion" mit Freiwilligen aus allen westeuropäischen Staaten zu beginnen. Deutsche müßten dieser Truppe nicht nur als Soldaten, sondern auch als Offiziere beitreten können. Sie würde die nationalen Kontingente, die zur Zeit von den verschiedenen Ländern der West-Union gestellt werden, in nützlicher Weise ergänzen, und ihre Stärke könnte allmählich erhöht werden.

IV.

ZUKUNFT DES PANZERKRIEGES

Die jähen Anfangserfolge des Überfalles auf Südkorea haben fast überall auf der Welt wie ein Donnerschlag gewirkt. In den Militärkreisen, besonders in den höheren, waren sie für die Mehrheit sogar mehr als ein Donnerschlag. Denn diese Erfolge beruhten hauptsächlich auf der erschütternden Wirkung der nordkoreanischen Panzerwaffe — obwohl sie nicht stärker war als vier Bataillone sowjetischer Maschinen mit koreanischer Besatzung, im ganzen nur etwa zweihundert Panzer. Die Mannschaftsstärke der Südkoreaner war nahezu ebenso groß wie die der Angreifer, und doch konnten ihre Verbände den Vorstößen dieser kleinen Zahl von Panzereinheiten nicht standhalten. Daß es den südkoreanischen Truppen nicht an Schneid gefehlt hat, das haben sie inzwischen bewiesen. Aber sie konnten ihre Widerstandskraft erst dann bewähren, als die stählernen Angriffsspitzen ihrer Gegner infolge der unausgesetzten Verluste auf den Schlachtfeldern abgenutzt waren. Auch die zur Verstärkung der Abwehr herbeieilenden amerikanischen Verbände fanden die Bedrohung durch die Handvoll Panzer weit gefährlicher, als man ihnen vorher gesagt hatte.

Der Eindruck, den die nordkoreanischen Panzerverbände machten, war so stark, daß sowohl ihre Zahl wie ihre Größe übertrieben wurden. Frontberichterstatter schrieben, es seien Sechzig-Tonnen-Panzer im Einsatz, und gaben so Anlaß zu dem Gerücht, Sowjet-Rußland habe seine Mitläuferstaaten mit dem Panzer „J. S. III", dem neuesten Modell des schweren „Josef Stalin", ausgerüstet. In Wirklichkeit scheinen die Nord-

koreaner jedoch ihren Überfall zunächst nur mit dem Dreißig-Tonner „T. 34" durchgeführt zu haben, der bereits 1941 zum ersten Male auf dem Schlachtfeld erschienen ist. Er war immerhin stark genug zur Überwindung der Art der Verteidigung und der Panzer-Abwehrwaffen, auf die er stieß. —

So begann also der Überfall auf Südkorea mit demselben sieghaften Panzerdurchbruch wie der Einmarsch nach Polen zu Beginn des Zweiten Weltkrieges. Damals folgte diesem Vorstoß nach Polen ein noch weit machtvollerer Panzerangriff, der die Abwehrfront West-Europas über den Haufen rannte und ihren raschen Zusammenbruch herbeiführte. Wir können nur hoffen, daß diesmal die Warnung beachtet wird, so daß sich die damalige welterschütternde Folge der Ereignisse nicht wiederholen kann.

Die Gefahr eines Zusammenbruches, der diesmal endgültig wäre, wird anhalten und immer größer werden, solange die Soldaten des Westens dabei bleiben, die Stoßkraft der Panzer zu unterschätzen und es gleichzeitig versäumen, seine Eignung auch für die Abwehr zu beachten und zu entwickeln.

Kurz vor dem Korea-Überfall pflegten viele der obersten Führer über die Panzerwaffe genau so zu sprechen wie ihre britischen und französischen Vorgänger elf Jahre früher. Nur wenige Wochen, ehe der neue Sturm losbrach, erklärte der U S.-Staatssekretär für das Heereswesen, Mr. Pace: „Es ist wohl möglich, daß die Panzerkriegführung, wie wir sie gekannt haben, bald ganz veraltet sein wird."

Wir dürfen annehmen, daß er damit eher die Ansicht seines sachkundigen Beraters wiedergab als seine eigene Meinung. Die Lieblingsvorurteile der infanteristisch eingestellten Generäle wurden ja häufig durch die Wissenschaftler noch ermutigt. Dr. Vannevar Bush zum Beispiel übte durch seine beruhigenden Vorhersagen einen weitreichenden Einfluß sowohl auf die Sachkundigen wie auf die öffentliche Meinung aus. Man erwartete

viel zu viel von neuesten Waffen, die noch keineswegs ihre Probe bestanden hatten, ja die noch nicht einmal in Fertigung waren — ein Beispiel dafür, wie gefährlich es ist, „die Kücken zu zählen, ehe sie geschlüpft sind".

Mit diesen voreiligen Hoffnungen verband sich die durch die Propaganda der US.-Luftwaffe geweckte und geförderte Neigung, übertriebenes Vertrauen darauf zu setzen, daß die Flieger allein in der Lage sein würden, erdgebundene Angriffe aufzuhalten. Das hieß ja nun wirklich „Festungen in der Luft bauen" — diese Täuschung ist weit gefährlicher als es die Errichtung einer Maginot-Linie war, deren Hauptmangel einfach darin lag, daß man sie unvollendet gelassen hatte, so daß ihre Umgehung möglich blieb. Die Enttäuschung über das Versagen der Abwehrkraft der Luftwaffe, das in Korea offensichtlich wurde, darf nicht dazu führen, daß man ihre Wirkung als Hilfswaffe erdgebundener Abwehrverbände unterschätzt, vielmehr sollte sie Anlaß geben, die verhältnismäßige Bedeutung dieser und anderer Mittel zur Abwehr eines Angriffes vorsichtiger abzuwägen. Wir haben schon zuviel darunter leiden müssen, daß ausschweifende Hoffnungen in irgend ein bestimmtes Allheilmittel gesetzt wurden, und ebenso darunter, daß man allzuleicht von einer Übertreibung in die andere verfiel. —

Wo auch immer eine Verteidigung versagt, sind die Beurteiler bis zur Lächerlichkeit geneigt, die Schuld der Kampfform der Abwehr zuzuschieben und das Schlagwort „Angriff ist die beste Verteidigung!" nachzuplappern — ohne zu bedenken, daß Länder, denen der Angriffswille fehlt, von vornherein bei der Anwendung dieses Rezeptes ins Hintertreffen geraten müssen. Viel wichtiger ist für uns die Untersuchung der Frage, ob die Abwehr eines Überfalles mit verständiger Voraussicht vorbereitet und nach richtigen Grundsätzen durchgeführt worden ist. Allzu oft hat das Denken in hergebrachten Geleisen, eine Mischung von Vorurteil und Mangel an Einbildungskraft, zum Zusammenbruch der Verteidigung gegen einen Überfall geführt.

Nie hat es einen so unheilbaren Fall von militärischer Kurzsichtigkeit gegeben als die Sehkrafttrübung der Soldaten in Bezug auf die Möglichkeiten der Panzerwaffe. Wir kennen die geschichtlich erwiesene Tatsache, daß die Männer, „die da saßen in den Sesseln der Macht", die Möglichkeiten einer gepanzerten Kampfmaschine nicht einsahen, bis die Erkenntnis ihnen im Ersten Weltkrieg von außen her aufgezwungen wurde. Seit jener Zeit haben die berufsmäßigen Apostel immer wieder verkündet: „Der Panzer ist tot!" und wurden ebenso oft durch die Tatsachen überrumpelt, wenn er sich aus dem Grab erhob, das sie für ihn bestimmt hatten.

Es ist der Mühe wert, einige Beispiele aus dieser trüben Erinnerungsliste zu geben:

Im Jahre 1919 wohnte ich einem Vortrag über das Thema bei: „Verhinderung des nächsten Krieges". Es war dies die erste bedeutende Aussprache nach Abschluß des Ersten Weltkrieges. Der hervorragende Soldat, der den Vortrag hielt, tat den Panzerkrieg mit der kurzen Bemerkung ab: „Der Tank war ein launischer Einfall. Die Umstände, die ihn ins Leben gerufen haben, waren ganz außergewöhnlich und werden sich so leicht nicht wiederholen."

Sein Todesurteil für den Panzer wurde von der Mehrheit der anwesenden Generäle mit Beifall begrüßt. Nur eine kleine Gruppe von Panzergläubigen, meist jüngeren Soldaten, hatten eine andere Ansicht: Sie sahen voraus, was mit einem neuen und schnelleren Panzertyp erreicht werden könnte.

Im Jahre 1925 erschien ein schmales Buch aus meiner Feder: „Paris, oder die künftige Kriegführung"; es gab einen Ausblick auf die mechanisierte Kriegführung der Zukunft zu Land und in der Luft. Feldmarschall Earl Haig, der siegreiche Oberkommandierende der britischen Heere im Jahre 1918, beeilte sich, in einer öffentlichen Rede darauf zu antworten. Er sagte: „Es gibt heute Schwärmer, die von der Möglichkeit sprechen, daß das Pferd seine Rolle ausgespielt habe, und die prophezeien,

daß in zukünftigen Kriegen das Flugzeug, der Panzer und der Kraftwagen das Pferd verdrängen werden. Ich dagegen glaube, daß der Wert des Pferdes und die Möglichkeiten für das Pferd in Zukunft wahrscheinlich ebenso groß sein werden wie stets — Flugzeug und Panzer sind immer nur Helfer des Mannes und des Pferdes." —

Der fähige General, der zu jener Zeit Oberbefehlshaber des britischen Heeres war, erklärte mir fröhlich, so oft ich ihn traf, daß der Panzer durch bevorstehende Errungenschaften der Panzerabwehrwaffe vor seiner Ausrottung stehe. Obwohl im Jahre 1927 dank der Anstrengungen der Anhänger die erste Versuchs-„Panzerwaffe" aufgestellt wurde, löste man sie im folgenden Jahr wieder auf. Zu ihrer Beerdigung wurde die Presse eingeladen, und ein Sprecher der Militärbehörde erläuterte auf der Konferenz: „Kavallerie ist nicht zu entbehren. Panzer bedeuten keine Drohung mehr."

Im Jahre 1934 gab Mr. Duff Cooper, Kriegsstaatssekretär, der Meinung Ausdruck, daß in wenigen Jahren selbst der schwerstgepanzerte Tank so verwundbar sein würde „wie heute ein Wohnwagen". Im Herbst jenes Jahres ließ der britische Generalstab den Gedanken fallen, eine Panzer-Division aufzustellen. Er gab dadurch den Vorsprung preis, den Britannien durch den Einfluß einiger „Schwärmer" gewonnen hatte. Im darauffolgenden Jahr beschloß Hitler-Deutschland, das durch die britischen Versuche tiefer beeindruckt war, drei solche Divisionen neuen Typs aufzustellen.

In den Jahren 1937 und 1938, als ich persönlicher Berater des neuen Kriegsstaatssekretärs Mr. Hore-Belisha war, drängte ich darauf, die militärischen Anstrengungen Englands auf die Schöpfung von Panzer-Divisionen zu richten, besonders „wegen ihrer Brauchbarkeit für rasche und kraftvolle Gegenstöße im Falle der Not, falls die französische Grenzverteidigung durchbrochen werden sollte". Mr. Hore-Belisha begriff, worauf es ankam; aber die militärischen Führer widersprachen

meinem Vorschlag sehr hitzig. Im Mai 1940, als dann die deutschen Panzer-Divisionen die französische Front wirklich durchstießen, hatte Britannien dreizehn Divisionen nach Frankreich gesandt, um die neunzig Infanterie-Divisionen zu verstärken, die von Frankreich zur Verteidigung der Westfront mobilisiert waren — aber es war keine einzige Panzer-Division darunter. Die ganze Infanteriemasse war deshalb nicht fähig, den entscheidenden Stoß aufzuhalten, der von nicht mehr als neun deutschen Panzer-Divisionen geführt wurde. —

In der Zeit unmittelbar vor dem Zweiten Weltkrieg war die Mehrzahl der militärischen Führer Frankreichs und Englands erklärte Panzergegner. Sie konnten sogar Mr. Churchill überzeugen, der im Ersten Weltkrieg so entschieden für den Panzer eingetreten war. Ihre Ansichten hatten einen sehr unglücklichen Einfluß sowohl auf die Richtung seiner Vorkriegs-Bemühungen um eine Aufrüstung, wie auch auf sein Handeln in der gefährlichen Lage von 1940. Er begriff nicht, welche Schnelligkeit der neue Panzerkrieg entwickeln würde. Als ihm der französische Ministerpräsident telefonisch die Nachricht vom Durchbruch Guderians bei Sedan mitteilte, erwiderte Churchill beruhigend: „Alle Erfahrungen beweisen, daß in einiger Zeit der Angriff festlaufen wird. Ich erinnere mich an den 21. März 1918. Nach fünf oder sechs Tagen müssen sie anhalten, um ihren Nachschub abzuwarten."

Churchill lebte, wie die militärischen Führer Frankreichs, in der Vergangenheit. In seinen Erinnerungen gibt er offen zu: „Ich verstand nicht, welche heftige Revolution seit dem letzten Krieg durch das Auftreten von Massen schneller Panzer erfolgt war. Ich hatte zwar davon gehört, aber das Wissen konnte meine innere Überzeugung nicht so weitgehend ändern, wie es notwendig gewesen wäre." —

Dieser Zustand mangelnden Verständnisses und veralteten Denkens auf alliierter Seite bereitete Guderians schnellem

Vorstoß zur Kanalküste den Weg und führte nach „Dünkirchen" und zum Zusammenbruch Frankreichs.

Der stürmische Sieg der deutschen Panzerverbände öffnete den britischen Führern wenigstens vorübergehend die Augen für den handgreiflichen Wert der neuen Grundsätze, die zuerst in England entwickelt, aber von ihnen vernachlässigt worden waren. Verspätet begannen sie jetzt, wie die Deutschen, Panzer-Divisionen aufzustellen. — Ähnlich war die Wirkung auf die amerikanischen Führer.

Und trotzdem erhob sich immer wieder das Geschrei, die Panzerwaffe sei im Abstieg begriffen, so oft sie einen vorübergehenden Rückschlag erlitt. Besonders heftig wurde es nach den Feldzügen in Sizilien und Süd-Italien, wo das gebirgige Gelände die Beweglichkeit der Panzer begreiflicherweise gehindert hatte. Sogar die Vorausberechnung der Möglichkeiten bei der Invasion Frankreichs im Jahr 1944 wurde dadurch beeinflußt.

Churchill hatte einen seiner regelmäßig wiederkehrenden Rückfälle und erklärte im Februar: „Wir haben zuviel Panzer — die Panzerwaffe ist erledigt." Seine Zweifel wurden durch die beamteten Berater noch geschürt. Als damals der Chef des Reichs-Generalstabes, Feldmarschall Sir Alan Brooke, vor einem Kreis britischer und amerikanischer Generäle sprach, klang in seiner Rede als Grundton die Überzeugung mit, die Kriegführung sei zum Stand von 1918 zurückgekehrt, und blitzschnelle Angriffsstöße in der Art von 1940 werde es nicht mehr geben. Das US.-Oberkommando ließ sich von dieser Ansicht anstecken, künftig beherrsche langsame Bewegung die Kampfverfahren. Selbst General Patton schien die Schlußfolgerungen der Mehrheit zu schlucken, denn als ich ihn kurz darauf traf, erschreckte er mich durch die Bemerkung, daß die Invasions-Armeen zu „1918-Kampfverfahren zurückkehren" müßten. Glücklicherweise war dies in seinem Fall eine nur vorübergehende Anfechtung, die rasch überwunden wurde; weil er

seinem innersten Wesen nach eine kraftvoll drängende Persönlichkeit war. Als ich ihn im Juni wiedersah, kurz bevor er in die Normandie übersetzte, sprach er jedenfalls ganz anders. Unglücklicherweise schmolz die Wucht seines Angriffsstoßes gegen die deutsche Grenze dahin, weil infolge mangelnder Bereitschaft der rückwärtigen Dienste der Nachschub versagte und vor allem, weil blendende Möglichkeiten nicht ausgenutzt wurden. General Wood, der General Pattons Angriffsspitze, die Vierte Panzer-Division, führte, schrieb mir später betrübt: „Es fehlte unsern Leuten an Verständnis für die Notwendigkeit weitreichender Weisungen für die Panzerverbände ... und sie begriffen nicht, daß solche Vorstöße entsprechenden Nachschub nötig machten." — Ohne diese Mängel wäre der Krieg schon 1944 zum Ende gekommen.

Diese Erinnerung, wie schwachsichtig die oberen Führungsstellen immer waren — Korea ist nur ein neues Beispiel dafür! — sollte zur Warnung dienen und könnte uns vor Fehlschlüssen bewahren. Es wäre Narrheit, wieder einmal zu der beliebten Schlußfolgerung zurückzukehren, daß „die Panzerwaffe erledigt" sei, weil die nordkoreanischen Panzervorstöße zum Stocken kamen — nachdem ihre geringe Zahl von Panzern verbraucht war.

Außerdem ist zu beachten, daß die nordkoreanischen Panzereinheiten nicht in dem „strategischen" Verfahren eingesetzt wurden, das die Deutschen bei Beginn ihrer Angriffe anwandten — nämlich zu tiefen Einbrüchen unabhängiger Panzerverbände, die der Masse des Heeres vorausjagten. Die nordkoreanischen Panzerangriffe scheinen sich vielmehr auf „taktische Einsätze" beschränkt zu haben; dies entspricht dem Grundsatz, der in der Mitte und gegen Ende des Zweiten Weltkrieges bei der Roten Armee und auch anderswo gültig war: Beschränkte Vorstöße kleiner Gruppen in engen Zusammenwirken mit der Infanterie.

Die sehr knappe Ausstattung der Nord-Koreaner mit mechanisierten Verbänden, die den Panzern hätten folgen müssen, machte dieses Verfahren notwendig.

Trotz der erzielten Überraschung und der Leichtigkeit ihrer ersten Vorstöße kamen die Panzerspitzen in der ersten Woche nur etwa 80 Kilometer voran. Dagegen erzielte der deutsche Panzervorstoß nach Rußland hinein schon am ersten Tag den gleichen Geländegewinn und gewann innerhalb einer Woche dreihundert Kilometer Raum. Wenn die Nord-Koreaner im Guderian-Verfahren hätten operieren können, wäre es ihnen geglückt, ganz Süd-Korea zu überrennen, ehe noch die amerikanischen Verstärkungen auf dem Schauplatz erscheinen konnten.

Es wäre unklug, wenn man annehmen wollte, ein Überfall auf West-Europa würde im gleichen begrenzten „taktischen" Verfahren erfolgen wie der Panzereinsatz auf Süd-Korea. Die eigentliche Sowjet-Armee verfügt heute sowohl über eine große Zahl motorisierter wie über viele Panzer-Divisionen — wahrscheinlich zusammen sechzig solcher schneller, großer Verbände. Das gibt ihnen die Möglichkeit, unabhängig von der Masse des Heeres zu operieren. Der strategische Zweck, der mit der Schöpfung einer solchen Streitmacht verfolgt wird, liegt auf der Hand. —

Wir müssen zudem darauf gefaßt sein, daß neue Baumuster entwickelt worden sind. Obwohl die Panzer-Divisionen des Ersten Weltkrieges eine „Revolution der Kriegführung" hervorriefen, wie Mr. Churchill bemerkte, waren sie doch in ihrer Zusammensetzung nicht eigentlich umwälzend neu.

In einer Abhandlung, die ich im Jahre 1922 über die zukünftige Kriegführung und „Die Entwicklung eines Heeres Neuer Art" geschrieben habe, war vorgeschlagen, auf welche Weise ein Aufbau der Panzerwaffe in zwei Stufen der Entwicklung erreicht werden könnte. Auf der ersten, die ich „evolutionär" nannte, sollten Divisionen neuer Art mit „Speer-

spitzen" aus schnellen Panzereinheiten und einem aus motorisierter Infanterie und Artillerie bestehenden „Schaft" gebildet werden. Auf der zweiten Stufe sollten die neuen Divisionen volle Panzerung, dazu Artillerie auf gepanzerter Selbstfahrlafette sowie kleine Einheiten einer Sonder-Infanterie auf gepanzerten Fahrzeugen erhalten, eine Art „Marine-Infanterie" der Panzergeschwader. Diese Panzer-Divisionen sollten voll geländegängig und dadurch wirklich geeignet sein, als angriffsstarke Erd-Partner mit den fliegenden Verbänden zusammenzuwirken.

Über zehn Jahre später, als das deutsche Heer die Möglichkeit zur Aufrüstung gewann, schuf es Panzer-Divisionen, die meinen für die erste Entwicklungsstufe gemachten Vorschlägen entsprachen. General Guderian, der diese Panzerverbände aufstellte, wollte noch weitergehen. Aber seine langsamer denkenden Vorgesetzten hielten ihn zurück, weil sie eine möglichst große Masse von Infanterie-Divisionen wünschten und die beschränkten deutschen Hilfsquellen für diesen Zweck ausschöpften.

In den deutschen sogenannten „Panzer-Divisionen" bildeten darum die eigentlichen Panzer nur einen kleinen Bruchteil der Gesamtstärke — nicht mehr als etwa dreihundert Fahrzeuge. Dazu kamen zehnmal soviel ungepanzerte Wagen mit Radantrieb, die sich abseits der Straßen nur mit Schwierigkeit bewegen konnten. Dieser Nachteil fiel immer schwerer ins Gewicht, je wirksamer die Luftwaffe in die Kämpfe auf der Erde eingriff.

Immerhin genügte eine Handvoll dieser deutschen „Panzer"-Divisionen „evolutionären Types", um nacheinander Polen, West-Europa und die Balkanstaaten zu überrennen. Ehe der Angriff auf Rußland begann, bestand jedoch Hitler darauf, die Speerspitze der Panzer-Division bis auf 200 Panzer zu schwächen, statt sie zu verstärken. Anlaß dazu war der Mangel an Panzern und sein Wunsch, eine größere Zahl von „Panzer"-

Divisionen aufzustellen, um die Russen damit zu beeindrucken. Er glaubte, daß solche Kulissen zur Eroberung Rußlands genügen würden. Das stellte sich als verhängnisvolle Fehlberechnung heraus — um so verhängnisvoller, als die gepanzerten Angriffsspitzen oft einfach dadurch aufgehalten wurden, daß ihr auf Radfahrzeugen beförderter Anhang im russischen Schlamm stecken blieb. —

Die Alliierten ahmten seinen Fehler nach, als sie ihre Panzer-Divisionen nach diesem Muster formten, statt sie nach neueren und besseren Grundsätzen zu entwickeln. Als der Krieg seinen Fortgang nahm, rannten sich die sogenannten Panzer-Divisionen immer häufiger fest, wenn sie auf Verbände gleicher Art und Beweglichkeit stießen. Es wurde selten, daß sie ungeschützte Fußtruppen überraschen konnten. Und doch machten die englisch-amerikanischen Heere trotz ihrer ungeheuren industriellen Hilfsquellen kaum Anstrengungen, eine neue Gliederung der Division zu entwickeln. Den aufgefahrenen Geleisen des Denkens folgend, begnügten sie sich damit, den Weg zum Sieg durch bloßes Übergewicht an Material aufzurammen.

Die Panzerverbände, die 1940 so umstürzend neuartig erschienen, sind inzwischen etwas Herkömmliches geworden, und ihre Gliederung wird von den Nachkriegsheeren der Westmächte einfach beibehalten.

Aber die Panzer-Divisionen müßten umgebaut werden, wenn sie der Lähmung durch Luftangriffe entgehen sollen. Denn sie können nicht für immer auf den ungeheuren Vorteil rechnen, dessen sie 1944 und 1945 sicher waren: die unbedingte Luftüberlegenheit, die es ihnen ermöglichte, sich unter einem deckenden Schirm zu bewegen, während ihre Gegner über keinerlei Schutz aus der Luft verfügten. Bei der Abwehr eines einbrechenden Feindes müssen sie aber auf schwere Angriffe der sowjetischen Luftwaffe gefaßt sein, die Tausende von Flugzeugen einsetzen wird, wo sie nur auf Unterstützung durch

Hunderte hoffen dürfen. Dazu sind die Heere des Westens infolge ihres größeren Nachschubbedarfes weit empfindlicher gegen eine Lähmung als die Armeen vom sowjetischen Typ.

Da den Westmächten eine große zahlenmäßige Überlegenheit gegenübersteht, beruht die einzige Möglichkeit erfolgreichen Widerstandes darauf, eine strategisch und taktisch überlegene Beweglichkeit zu entfalten. Es kommt nicht bloß darauf an, daß die kleinen Panzerverbände von größter Wendigkeit auf dem Schlachtfeld sind, so daß sie schnell von einer Feuerstellung in die andere ausweichen können, sondern auch die Divisionen müssen zu raschen Verschiebungen fähig sein, um tiefreichende Gegenstöße mit dem Ziel der Lähmung des Gegners führen und dann sich wieder lösen zu können.

Dazu gehört eine neue Art der Gliederung und des Aufbaues. Es ist höchste Zeit, daß wir die zweite, die „revolutionäre" Stufe der Entwicklung beschreiten, die ich schon vor dreißig Jahren vorgeschlagen habe. Alle Fahrzeuge der Panzer-Division sollten geländegängig und mindestens soweit gepanzert sein, daß Sicherheit gegen Splitter und Geschoßwirkung der leichten Waffen gewährleistet ist. —

Die Panzer-Division jetziger Art ist auf dem Schlachtfeld längst nicht wendig genug. Ihr langer, an die Wege gebundener Schwanz macht sie so starr wie einen Speerschaft. Wir sollten sie aber in eine Panzerschlange verwandeln!

Dazu muß auch der Umfang des Schwanzes gekürzt werden. Ein Panzerstoß erzielt nur dann tödliche Wirkung, wenn überraschend eine Masse von Panzern zum Angriff auf eine weiche Stelle zusammengefaßt werden kann. Aber mit der jetzt üblichen aufgeblähten Gliederung ist es schwierig, die Panzerköpfe mehrerer Divisionen auf einen schmalen Abschnitt zusammenzufassen, und noch schwieriger ist die Aufgabe, das rasch zu tun. Wenn wir Abhilfe schaffen wollen, müssen die

Hilfsdienste der Division beschnitten und der Panzeranteil dadurch verstärkt werden.

Die taktische Notwendigkeit, die zur Schöpfung gepanzerter Streitkräfte führte, war das Verlangen, aufgesessen kämpfen zu können, d. h. Beweglichkeit und Stoßkraft zu vereinen, wie es die Kavallerie tat, als sie noch die entscheidende Waffe auf dem Schlachtfeld war. Die Eingliederung von Kämpfern, die zu Fuß zu fechten vermögen, ist eine weitere taktische Notwendigkeit. Sie sollen Widerstandsnester des Gegners ausheben, die gedeckt hinter Hindernissen eingerichtet sind, und außerdem auch Abwehraufgaben lösen. Aber es ist ein grundlegender Irrtum der Gliederung, wenn der Anteil dieser „fahrenden Infanterie", die zum Kampf absitzt, die Zahl der aufgesessen fechtenden Kämpfer in den Panzern oder an den selbstfahrenden Geschützen übersteigt oder ihr auch nur gleichkommt. Wenn die Panzer-Division ihren Namen zu Recht führen und ihren Zweck erfüllen soll, müssen die Kämpfer hinter Panzerschutz überwiegen.

Außerdem sollte auch die aufgesessene Infanterie ähnlich geländegängig sein, wie die vom fahrenden Panzer kämpfenden Einheiten. Andernfalls wäre sie nicht in der Lage, den Panzern so dichtauf zu folgen, daß sie verteidigte Hindernisse, die den Panzern den Weg versperren, wegräumen könnte. Die Kriegserfahrung geht dahin, daß um so weniger solche Fußsoldaten benötigt werden, je schneller sie eingreifen können. Eine einzige Kompanie dieser „Marine-Infanterie" der Panzergeschwader — in Wirklichkeit einer Art gepanzerter Infanterie, — die im Fall taktischer Notwendigkeit an Ort und Stelle unverzüglich eingreifen kann, wird manchen Widerstand wegfegen, den ein ganzes Bataillon gewöhnlicher motorisierter Infanterie, das erst später herangebracht wird, nicht niederzwingen kann, weil der Gegner inzwischen Zeit zur Verstärkung hatte. Zeit ist eben im Krieg von entscheidender Bedeutung.

Die heute bestehenden Panzer-Divisionen umfassen fünf Infanterie-Bataillone und vier Panzer-Regimenter von gleicher Stärke. Vier Kompanien „Tank-Mariner", eine für jedes Panzer-Bataillon, würde ein besseres Gleichgewicht sichern. Sollte mehr Infanterie zur Unterstützung benötigt werden, so könnte eine motorisierte Division herangeführt werden. —

Der Nachschubbedarf der Division muß eingeschränkt werden, wenn man die notwendige Beweglichkeit erreichen will. Panzer-Verbände sollen sich „leicht" bewegen können und von hindernder Belastung frei sein. Sie müssen in der Lage sein, mehrere Tage oder sogar Wochen aus eigenen Mitteln zu leben, anstatt auf Nachschublinien angewiesen zu sein. —

Neben der Notwendigkeit einer neuen Gliederung der Panzer-Verbände ist es auch Zeit für eine Revolution oder mindestens eine neue Richtung im Panzerbau. Durch die fortgesetzten Bemühungen, mit stärkeren Kalibern und schwereren Panzern auszurüsten, wurde das Gewicht der Panzerfahrzeuge innerhalb der letzten zehn Jahre verdreifacht. Nun ist die äußerste Grenze erreicht, wenn Opfer an Beweglichkeit vermieden werden sollen — ja, die schwereren Panzer-Typen sind bereits heute ein ernstes Hindernis für die Wendigkeit der Operationen, sowohl im strategischen wie im taktischen Sinne.

Überlegene Kaliberleistung ist in einer Panzerschlacht von großer Bedeutung, das hat der letzte Krieg oft erwiesen. Britische und amerikanische Panzerschützen mußten sich oft bitter darüber beklagen, daß sie in dieser Hinsicht im Nachteil waren, besonders gegen den deutschen Tiger-Panzer. Jedoch die erfahrensten Panzer-Generäle der deutschen Wehrmacht, die gerade bei der Verstärkung der Kaliber führend gewesen waren, kamen zu dem Schluß, daß Wendigkeit und Schnelligkeit noch wichtiger sind als Kaliberstärke — denn rascher Wechsel der Feuerstellungen und Verkürzung der Schußweite

ermöglicht größere Feuerwirkung. Das Urteil dieser Männer ist um so bezeichnender, weil sie über ein weites Feld der Erfahrung verfügen, nicht zum wenigsten im Kampf gegen sowjetische Panzer. Die Schwere der Panzerung ist nach ihrer Ansicht weniger wichtig als die Durchschlagskraft der Waffe und die Wendigkeit des Fahrzeuges. Diese Meinung wird wahrscheinlich durch die neuere Entwicklung noch bekräftigt, denn die Durchschlagskraft der Geschosse überholt zur Zeit die Verbesserung des Panzers. —

Wir müssen uns im Panzerbau von der Neigung für elefantenähnliche Konstruktionen abwenden. Der Kampfwagen der Zukunft wird mit Nacht-Seh-Gerät und wahrscheinlich mit Radar ausgerüstet werden müssen. Er sollte ferner in der Lage sein, ohne Gefährdung über einen radioaktiven Geländeabschnitt zu fahren. Wenn diese neue Ausrüstung auch noch mit schwerer Bestückung und Rundum-Panzerung verbunden werden soll, wird sich der Panzer in ein immer unbehilflicheres Ungeheuer verwandeln.

Wir täten darum gut, die Baumuster zu vereinfachen — ein Panzerdavid muß das Ziel sein, nicht ein Goliath. Der Aufbau der Hauptwaffe außerhalb der Panzerung ist ein Weg dazu. Wenn das Laden, Richten und Abfeuern mechanisch aus der Panzerung heraus erfolgen würde, könnte der eigentliche Panzerkörper ganz klein sein: eine Kabine, die die Richtgeräte und eine Besatzung von nicht mehr als drei Mann aufnimmt. Viel wäre durch die Entwicklung einer neuen leichteren Waffe von großer Durchschlagskraft gewonnen, etwa eines Raketengeschützes oder einer andern rückstoßfreien Waffe. Eine weitere Gewichtseinsparung könnte durch eine neu zu entwickelnde Antriebsmaschine erzielt werden, etwa durch Verwendung der Wasserstoff-Sauerstoff-Motore, wie sie bei den umwälzend neuen U-Boot-Typen eingebaut werden sollten, die kurz vor Kriegsende in Deutschland von Dr. Walther entworfen worden sind.

Es ist dringend notwendig, sich um die Entwicklung eines leichteren und billigeren Panzers zu bemühen. Er muß angemessene Geländegängigkeit besitzen. Voraussetzung dazu ist eine entsprechende Länge des Fahrgestells, aber nicht notwendigerweise große Maße oder großes Gewicht. Viel spricht für die Verbindung eines Schwarmes höchst beweglicher und verhältnismäßig leichter Panzer mit einem harten Kernverband von schweren Panzern. Es ist der Mühe wert, sich zu erinnern, daß nach der in Marinekreisen früher allgemein geltenden Ansicht Kreuzer angesichts eines mit schweren Geschützen bestückten und schwer gepanzerten Schiffes — eines Schlachtschiffes — hilflos sein sollten. Aber diese Ansicht wurde durch Admiral Harwoods taktischen Erfolg mit seinen Kreuzern gegen das deutsche Taschen-Schlachtschiff „Graf Spee" im Süd-Atlantik deutlich widerlegt. Unter den ähnlich gearteten Fällen im Gebiet der Panzer-Kriegführung zu Lande war einer der überzeugendsten die Schlacht von 1944, in der General von Manteuffel den ersten russischen Vorstoß gegen die rumänischen Oelfelder zerschlug. Die Russen versetzten dort den Deutschen durch den erstmaligen Einsatz des neuen „Josef-Stalin"-Panzers einen schweren Schlag, denn er konnte den deutschen Panther schon auf 1600 m ausschalten, während die „Panther"-Besatzungen zusehen mußten, wie ihre Geschosse von dem „Stalin"-Panzer abprallten. Aber sie wandten die Lage durch ihre überlegene Beweglichkeit, die es ihnen ermöglichte, auf nähere Schußweite heranzufahren. Selbst dem kleinen „Panther IV" gelang es, eine Anzahl von „Stalins" auszuschalten, indem er sie in der Flanke umfaßte und aus 800 m Entfernung vom Rücken her abschoß.

Das richtige Gleichgewicht zwischen der Stärke des Verbandes und der in einem Panzer zusammengefaßten Wirkungskraft ist nicht einfach zu erreichen. Aber in der Kriegsgeschichte hat sich — schon bei den Mongolen und bei den Byzantinern in ihren besten Zeiten — herausgestellt, daß eine Verbindung

beider Vorteile der Anwendung eines der beiden stets überlegen war. Neben den taktischen Fragen ist auch die wirtschaftliche zu berücksichtigen, denn es ist unwahrscheinlich, daß es Regierungen geben sollte, die den sehr kostspieligen 50—70-Tonnen-Panzer in einer Zahl liefern, die auch nur annähernd dem Bedarf entspricht. —

Eine andere neue Möglichkeit ist die Entwicklung ferngelenkter Panzer für die Angriffsspitzen. Bei Einsatz solcher unbemannter Panzer könnte die abschreckende Wirkung der schweren Verluste vermieden werden, die sich bei der Anwendung der „Sättigungs-Taktik" ergeben, der Überflutung des Gegners mit einer so großen Zahl anstürmender Panzer, daß seine Abwehr sie nicht bewältigen kann. Ein großer Vorteil wäre auch durch die Entwicklung eines nicht überzüchteten Amphibien-Panzers zu erzielen, der Flüsse überschwimmen kann, ohne im übrigen seine Eignung für allgemeine Kampfzwecke einzubüßen. Dieses Problem sollte die Forschung zu erneuten Anstrengungen veranlassen.

Sowohl in der technischen Entwicklung der Panzer wie in der Gliederung der Panzer-Einheiten sind manche Möglichkeiten noch nicht genügend erkannt und entwickelt. Sie könnten dazu dienen, die Kampfkraft der Panzer-Verbände nicht nur zu erhalten, sondern sogar noch zu steigern — und so eine neue Revolution der Kriegführung zu bewirken. Es ist zu hoffen, daß sich diesmal die Westmächte noch rechtzeitig entschließen, die Entwicklung in die Hand zu nehmen, statt ihren Gegnern die Auswertung westlicher Ideen zu überlassen.

Ende

NATION EUROPA

Monatsschrift im Dienst der europäischen Erneuerung

dient als Forum der jungen Stimmen zur europäischen Erneuerung

stützt sich auf die Mitarbeit berufener Künder des deutschen und europäischen Geistes

hilft mit zur Klärung kultureller, politischer, wirtschaftlicher und wehrpolitischer Fragen und Aufgaben der künftigen Gesamtnation Europa

kämpft gegen die Gefahren, die der europäischen Erneuerung drohen, gegen Lüge, Mißtrauen, Machtgier und die zynische „Ohnemich"-Stimmung

sagt, was ist und was war, weil unsere Zukunft sich nur auf Wahrheit und klare Erkenntnis des Rechtes gründen kann

hofft, daß der politischen Einigung eine neue, schönere Blüte europäischen Geistes folgen wird, deren Keime sie hegen und schützen hilft

bekennt sich als d e u t s c h e Zeitschrift, als Anwalt der berechtigten Forderungen unseres Volkes, als Vorkämpfer einer echten Einigung der Brudervölker, die auf Achtung, Gleichberechtigung und Liebe beruht

ist unabhängig von parteipolitischen Einflüssen

Bestellung bei jeder Buchhandlung oder beim Nation-Europa-Verlag: Coburg, Postfach 200. - B e z u g s p r e i s DM 3.— vierteljährlich; Einzelheft DM 1.—.